

# Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik

## The Theory of Functional Differentiation in the Horizon of Its Criticisms

Armin Nassehi\*

Institut für Soziologie der LMU, Konradstraße 6, D-80801 München

**Zusammenfassung:** Die Theorie funktionaler Differenzierung gehört zu den dienstältesten Konzepten gesellschaftstheoretischen Denkens. Gleichwohl besteht in der Disziplin kaum Einigkeit über grundlegende Theorieentscheidungen und Diagnosen, die mit dem Konzept verbunden sind. Der Beitrag nimmt die kritische Diskussion um Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie zum Anlass, die Konfliktlinien deutlich zu machen und aus einer systemtheoretischen Perspektive zu kommentieren und theoretische Korrekturen und Ergänzungen anzubringen. Im einzelnen beschäftigt sich der Beitrag mit der Frage der Einheit der Gesellschaft, mit Fragen der trennscharfen Unterscheidung von Funktionssystemen und mit der Integration von ungleichheitstheoretischen Fragen in die systemtheoretische Gesellschaftstheorie.

Das Konzept gesellschaftlicher Differenzierung ist ebenso unumstritten das dienstälteste und schon deshalb elaborierteste Konzept soziologischer Gesellschaftstheorie, wie es in seinen theoretischen und empirischen Facetten umstritten erscheint. Und nach 25 Jahren ausgiebiger Arbeit des Begriffs folgen den damals sehr erhellenden „Anfragen an die Differenzierungstheorie“ von Hartmann Tyrell (1978) ähnliche Anfragen von Johannes Berger (2003). Anlass der nachstehenden Überlegungen ist es, diese Diskurslinien – bezogen auf die Theorie funktionaler Differenzierung (im Folgenden TfD) der modernen Gesellschaft – nachzuzeichnen, sie stärker auf ihre theoretischen Antezedenzbedingungen zu beziehen und an einigen Stellen theoretische Korrekturen vorzunehmen. Ihr Anspruch ist aber zugleich eher bescheiden. Nicht eine vollständige Synopse differenzierungstheoretischer Argumentationslinien wird hier angestrebt,<sup>1</sup> auch nicht eine erschöpfende Auseinandersetzung mit den Kritiklinien. Diese werden vielmehr nur zum Anlass genommen, differenzierungstheoretische Motive neu zu justieren und weiter zu führen, wo Kritiken

eine Herausforderung für präzisere Darstellung oder theoretische Korrekturen darstellen.

### 1. Kontexte einer Debatte

Das soziologische Differenzierungskonzept hat bereits in der ersten Generation unserer Disziplin seinen Ausgangspunkt genommen. Von Herbert Spencer (1882ff.) über Emile Durkheim (1888), Georg Simmel (1992a), Max Weber (1972) bis hin zu Talcott Parsons (1977) wurde gesellschaftliche Modernisierung als Differenzierungsprozess aufgefasst, ohne dass Einigkeit über den Begriffsgebrauch erzielt worden wäre. Die Karriere des Differenzierungskonzepts ist in erster Linie eine Karriere von Revisionen, Korrekturen und Zweifeln. So hat gerade, aber nicht nur die US-amerikanische Soziologie das Differenzierungskonzept Talcott Parsons' seit den 50er Jahren einer ganzen Batterie von Kritikpunkten ausgesetzt, auf die hier aber nicht weiter eingegangen werden soll.<sup>2</sup>

\* Der vorliegende Beitrag hat mehrfache Revisionen erfahren, die auf Kritik und Anregungen zurückgehen. Für diese möchte ich in erster Linie Irmhild Saake danken. Zugleich gilt mein Dank den Gutachtern dieser Zeitschrift, mit deren Lesart ich mich bisweilen nicht anfreunden konnte, deren Kritik aber – so hoffe ich – den Text hat gewinnen lassen. Neben den anonymen Gutachtern sei namentlich Thomas Schwinn erwähnt. Besonderer Dank aber gebührt Hartmann Tyrells unnachahmlicher Art der kompetenten Betreuung und Kritik.

<sup>1</sup> Vgl. dazu aber Luhmann (Hrsg.) 1985, Tyrell 1998 und Schimank 1996.

<sup>2</sup> Vgl. nur Lockwood 1956, Mills 1959, Coser 1956, Gouldner 1970, Bendix 1964, Nisbet 1969, Rueschemeyer 1977, Smith 1973, Dahrendorf 1959, Joas 1992, mit je unterschiedlicher Stoßrichtung der Kritik. Freilich kulminieren all diese Kritiken in der Diagnose, dass Parsons' Differenzierungstheorie allzu einseitig einen modernisierungstheoretischen *mastertrend* betone, neben dem andere Formen sozialen Wandels (Entdifferenzierung, Ungleichzeitigkeiten, regionale/nationale Unterschiede etc.) zu kurz kämen. All das ist wohl bekannt, und es hat zunächst dafür gesorgt, dass das Differenzierungskonzept – wiewohl stets in Betrieb gehalten – wenig dazu angetan war, theoretisch weiter entwickelt zu werden.

Erst seit den 70er Jahren lassen sich drei theoretische Bewegungen beobachten, die das Parsonssche Modell – zum Teil unter Rekurs auf die klassischen Vorgänger – reaktivierten. Da ist *zunächst* Jürgen Habermas' groß angelegter Versuch, die normativen Ansprüche „rationalisierter Lebenswelten“ mit der Effizienzsteigerung durch „Systeme zweckrationalen Handelns“ zu versöhnen (Habermas 1981).<sup>3</sup>

Zum *Zweiten* ist jene Theoriebewegung zu nennen, die als „Neofunktionalismus“ seit Mitte der 80er Jahre versucht, an Parsons anzuknüpfen, aber insbesondere die Kritik der statischen Theorieanlage sowie des allzu normativistischen Theorieverständnisses aufnimmt. Bezogen auf die Differenzierungstheorie nennt Paul Colomy (1990: 473f.) drei entscheidende Korrekturen: *erstens* die Zurückweisung des Gedankens, Differenzierung sei ein fortschreitender, einliniger Prozess, *zweitens* ein Verständnis sozialen Wandels, das Wandel nicht ausschließlich als Funktion von Differenzierungsprozessen versteht, schließlich *drittens* die Öffnung des Konzepts von einer analytischen Kategorie zu einem empirischen Programm (Alexander/Colomy 1990, Alexander 1985, 1993, Münch 1984, 1991). So erfolgreich sich diese inzwischen international vernetzte neofunktionalistische Reanimierung der Differenzierungstheorie darstellt, so sehr ist doch zu diagnostizieren, dass sie zu einer *theoretischen* Weiterentwicklung letztlich nur wenig beigetragen hat.

Schließlich ist *drittens* die Weiterentwicklung der Differenzierungstheorie durch Niklas Luhmann zu nennen, in dessen Frühwerk bereits eine *realistische* Variante funktional-struktureller Theorie gegen das bloß *analytische* Beobachtungsschema der strukturell-funktionalen Theorie vorbereitet wurde (vgl. Luhmann 1970). Weiterentwicklung und Kritik der Differenzierungstheorie hat sich – zumindest im deutschsprachigen Raum – vor allem in Auseinan-

dersetzung mit Luhmanns Soziologie entzündet. Bereits vor 25 Jahren hat Hartmann Tyrell (1978) in dieser Zeitschrift „Anfragen an die Differenzierungstheorie“ gerichtet, deren Motive sich im Diskurs bis heute erhalten haben. Ein erster Diskussionskomplex rührt an die Grundfesten des differenzierungstheoretischen Designs. Die Rede von der (funktionalen) Differenzierung eines Gesellschaftssystems impliziert, „dass differenziert und freigesetzt werden nur das kann, was in rudimentärer Weise auch immer in dem noch undifferenzierten, vorgängigen Strukturkontext schon vorhanden oder ‚angelegt‘ ist“ (Tyrell 1978: 178). Implizit macht diese Anfrage darauf aufmerksam, dass der Gesellschaftstheorie des differenzierungstheoretischen Typs „Gesellschaft“ mit ihren Strukturkomponenten als Begriff und Entität bereits vorausgesetzt werden muss, was sowohl die evolutionstheoretischen Implikationen als auch die Frage der epochalen „Umstellung“ der gesellschaftlichen Differenzierungsstruktur bedroht. Es sind vor allem Gerhard Wagner (1996), Thomas Schwinn (2001) und Barbara Kuchler (2003), die aus unterschiedlichen Gründen das der Differenzierungstheorie inhärente Gesellschaftskonzept in Abrede stellen – der erste mit der Konsequenz, das systemtheoretische Differenzierungskonzept weniger prominent zu führen, der zweite mit der Konsequenz, zur Rettung des Differenzierungskonzepts den Gesellschaftsbegriff ganz fahren zu lassen, und die dritte mit erheblichen Zweifeln am evolutionstheoretischen Design der Theorie.

Ein zweiter Diskussionskomplex stellt auf die Frage des *Grenzregimes* ab, also auf die Frage, inwiefern die differenzierten Teile einer Gesellschaft tatsächlich getrennt voneinander operieren (Berger 2003: 210). Diese Kritik nimmt vor allem die Grundannahme der Differenzierungsthese aufs Korn, dass mit der Differenzierung der Gesellschaft so etwas wie eine gesellschaftsweit durchsetzbare Zentralperspektive oder zumindest – in schwächeren Varianten – eine Koordination der Funktionssysteme „durch Dritte“ ausgeschlossen wird (dazu Münch 1991: 329, Hagen 2000, Beck 1993: 286, Bendel 1993).

Ein dritter Diskussionskomplex, wiederum bereits in Tyrells Anfragen vor 25 Jahren vorgebracht, berührt das Verhältnis der funktionalen Differenzierungsstruktur der modernen Gesellschaft zu sozialer Ungleichheit. Sozialstruktur wird im differenzierungstheoretischen Kontext – anders als im üblichen Sprachgebrauch – nicht als Struktur sozialer Stratifikation geführt, sondern als Struktur sachlicher Differenzierung in Funktionen. Das lässt die Frage der gesellschaftstheoretischen Deutung sozia-

<sup>3</sup> Sehe ich recht, ist Habermas' Theoriemodell innerhalb der Soziologie inzwischen fast in Vergessenheit geraten. Angeschlossen wird letztlich nur auf der einen Seite seines Konzepts, auf der Seite der Rekonstruktion normativer Begründungsmöglichkeiten für gute und bessere Gründe. Was Habermas systematisch als „System“ entfaltet hat, wird hier nur noch quasi nebenbei als Störung mitgeführt, aber nicht in der von Habermas elaborierten Form weiter gedacht. Wo differenzierungstheoretische Motive weiter verfolgt werden, kommen Habermas' kommunikationstheoretische Grundlagen nicht mehr zum Tragen, und wo diese weiter verfolgt werden – nur noch als allzu normative politische Philosophie ausgeflaggt (vgl. nur Forst 1996, Honneth 1992) – ist kein Platz mehr für ernsthafte gesellschaftstheoretische und differenzierungstheoretische Motive, was zu bedauern ist.

ler Ungleichheit offen und provoziert die Frage nach der Integration der „beiden Gesellschaftstheorien“ (Schimank 1998; vgl. auch Schwinn 1998).

Die folgenden Überlegungen werden diese drei Diskussionsstränge des differenzierungstheoretischen Diskurses aus der Perspektive der systemtheoretischen Differenzierungstheorie aufnehmen, ohne dies freilich im Sinne von „Antworten“ auf „Anfragen“ zu stilisieren. Vielmehr geht es mir im Folgenden darum, aus der Perspektive der Differenzierungstheorie produktiv auf die Kritiklinien zu reagieren und so die Tfd theoretisch in Stellung zu bringen. Dabei geht es mir nicht um eine nur wiederholende Darstellung, sondern um einige theoretische Klarstellungen. Ich werde dazu zunächst den Differenzierungsbegriff selbst aufnehmen, dabei auf das theoretische Problem der Einheit der Gesellschaft stoßen und die Diskussion um die Ergänzung mit dem Begriff des internen Horizonts der Gesellschaft erweitern (2), um danach die Tfd aus der Perspektive unterschiedlicher Sinndimensionen in den Blick zu nehmen. Unter den Stichworten „Zeit und Raum“ (3) werde ich insbesondere Fragen des *Grenzregimes* behandeln und mich mit empirischen Argumenten gegen die Trennbarkeit der Funktionssysteme in der gesellschaftlichen Praxis auseinandersetzen. Hier werde ich einen Reimport des Handlungsbegriffs vorschlagen. Schließlich wird unter der Überschrift „soziale Differenzen und sachliche gesellschaftliche Differenzierung“ (4) die Tfd mit der klassischen Sozialstruktursoziologie konfrontiert, für die gesellschaftliche Struktur vor allem als Ungleichheitsstruktur erscheint. Hier werde ich vorschlagen, soziale Ungleichheit unter Hinweis auf die stabilisierende Funktion von asymmetrischen Unterscheidungen in den systemtheoretischen Kontext einzubauen. Der Beitrag schließt mit einer kurzen Zusammenfassung (5).

## 2. Differenzierung der oder Differenzierung in der Gesellschaft?

Die biologische Metapher der *Differenzierung* erinnert zunächst an nichts anderes als an Zellteilung, d. h. an die Teilung einer Einheit in mehrere gleiche, ähnliche oder verschiedene Teile, deren organisches Zusammenwirken eine Komplexität höherer Ordnung hervorbringt. Mit dieser biologischen Metapher hat auch die soziologische Differenzierungstheorie mit Herbert Spencer (1882ff.) ihren Anfang genommen.<sup>4</sup> Differenzierung wurde als ein Vor-

gang aufgefasst, der eine bereits bestehende Entität sich dadurch differenzieren sieht, dass sie sich in *Teile* diversifiziert, deren Beziehung zueinander die Differenzierungsform ausmachen. Auf den ersten Blick ist die Metapher der *Teilung* plausibel, setzt allerdings eines voraus: jene Entität, die der Teilung vorangeht und durch sie komplexere Strukturen erhält.

Wenn also von einer *Differenzierung der Gesellschaft* die Rede sein soll, muss Gesellschaft als Entität bereits vorausgesetzt werden können. Das evolutions- und emergenztheoretische Design dieser Idee muss zwar keineswegs voraussetzen, dass die Funktionen des dann Differenzierten im Sinne eines Keimmodells bereits in diffuser Form vor dem Differenzierungsprozess vorliegen müssten (so aber Tyrell 1978: 178). Es impliziert aber doch, dass *sich* die Gesellschaft als Ganze differenziert und damit eine Struktur ausbildet.

Auch wenn es etwas esoterisch anmutet, scheint mir das Grundproblem der Differenzierungstheorie darin zu liegen, welchen Status das „*sich*“ in dem obigen Satz hat. Was bedeutet es, dass *die* Gesellschaft *sich* differenziert?<sup>5</sup> Vielleicht ist es nur eine sprachliche Notwendigkeit, Gesellschaft hier als Subjekt zu führen – wenigstens als grammatikalisches Subjekt eines sprachlichen Satzes. Aber es wird mit dieser Formulierung in der Tat vorausgesetzt, dass es sich bei der Gesellschaft tatsächlich um eine Entität handelt, deren Integrität es erlaubt, dass sie *sich* differenziert. Nun mag die Gesellschaft einem Beobachter tatsächlich so erscheinen – nur was sieht der Beobachter hier?

Luhmann hat zuletzt im Differenzierungskapitel seines gesellschaftstheoretischen *opus magnum* darauf hingewiesen, dass gesellschaftliche Differenzierung im Kontext der Theorie sozialer Systeme nicht als Unterscheidung von Ganzem und Teil gebaut werden kann. „Es geht *nicht* um eine *Dekomposition* eines ‚Ganzen‘ in ‚Teile‘, und zwar weder im begrifflichen Sinne (*divisio*) noch im Sinne einer Realteilung (*partitio*)“ (Luhmann 1997: 598). Als Konsequenz formuliert Luhmann, dass Systemdiffe-

<sup>4</sup> Auf die soziologische Geschichte des Differenzierungsgedankens macht Tyrell (1998) aufmerksam.

<sup>5</sup> Gerhard Wagner (1996) stand in einem seiner Nekrologe auf die Systemtheorie kurz vor einer ähnlichen Frage. Er hat der Systemtheorie vorgeworfen, dass sie den Differenzierungsbegriff absolut setze, indem sie schlicht alles, was geschieht, mit Systemdifferenzierung erkläre, also mit der Teilung des Ganzen in diverse Teile. Statt nun freilich dem theorietechnischen Sinn des Differenzierungsbegriffs nachzuspüren, belässt er es bei Äquivokationen mit biologischer Begrifflichkeit und bei der schlichten Ergänzung des Differenzierungs- durch ein Symbiosekonzept.

renzung nicht bedeuten könne, das Ganze werde in Teile zerlegt, deren Beziehungen untereinander die Gesamtstruktur des Systems ausmachen. „Vielmehr rekonstruiert *jedes* Teilsystem das umfassende System, dem es angehört und das es mitvollzieht, durch eine *eigene* (teilsystemspezifische) *Differenz von System und Umwelt*“ (ebd.). Es sind dies Standardformulierungen, wie man sie spätestens seit der 1984er-Wende zur Theorie autopoietischer Sozialsysteme immer wieder liest. Und in der Tat erlaubt gerade dieses Theoriedesign es, den Gedanken einer gesellschaftlichen *Entität* zu dekonstruieren, indem Differenzierung als ein Vorgang aufgefasst wird, der jene Entität nur noch als multiplen Horizont unterschiedlicher Perspektiven kann gelten lassen. Es gibt dann keine Perspektive des Gesamtsystems, die nicht eine *Perspektive* wäre.

Doch leider fällt auch der Sprachgebrauch Luhmanns immer wieder hinter diesen Ertrag zurück, indem er den Horizont der *Gesamtgesellschaft* recht *horizontfrei* in Anschlag bringt. Einige Seiten weiter im Differenzierungskapitel heißt es: „Die Beziehungen zwischen den Teilsystemen haben eine Form, wenn das Gesamtsystem festlegt, wie sie geordnet sind“ (ebd.: 610). Sehr wohl betont Luhmann, dass die Differenzierungsform einer Gesellschaft keineswegs so etwas wie eine Totalperspektive darstellt, aber bisweilen scheint es so, dass der Gesellschaftsbegriff nach wie vor als Totalbegriff gebildet wird und damit eine epistemologisch radikalisierte Gesellschaftstheorie zumindest erschwert. Vielleicht stehen uns bislang keine anderen *theorieästhetischen* Mittel zur Verfügung, „Gesellschaft“ anders auf den Begriff zu bringen, als Adorno es vor fast 40 Jahren formuliert hat: Gesellschaft sei der Soziologie das, was der Philosophie, der sie entsprungen sei, „ewige Wesenheit hieß oder Geist“ (Adorno 1997: 196), mithin in diesem Hegelschen Sinne gedacht: das Allgemeine schlechthin. Wohlgemerkt: Ich behaupte nicht, dass die Luhmannsche Systemtheorie eine Art Hegelscher Gesellschaftstheorie anbietet. Wahrscheinlich ist die Systemtheorie am weitesten entfernt von jener Eben- und Vermittlungshierarchie, die den meisten soziologischen Gesellschaftskonzepten zumindest implizit eigen ist (vgl. dazu ausführlich Nassehi 2003a). Aber auch hier wird der Begriff der Gesellschaft immer wieder von einem *grammatikalischen* Subjekt wissenschaftlicher Sprache zu einem *gegenständlichen* Subjekt mit Eigenschaften, das eine Form festlegt. Zumindest kann man daraus lernen, dass die Subjekt-Objekt-Prädikat-Logik unserer Sprache den Beobachter unsichtbar macht.

Theoretisch geht es also um die Vermittlung eines

operativen Verständnisses des Sozialen (vgl. Luhmann 1997: 73) mit dem Aggregatbegriff „Gesellschaft“, den Luhmann selbst in die Aristotelische Tradition der *koimonia politiké* stellt. Von dieser Tradition übernimmt Luhmann freilich nur den Aggregatbegriff und explizit nicht den bereits in der Aristotelischen Politik vorbereiteten Allgemeinheitscharakter der Gesellschaft, deren eingeschlossene Teile nur als Ausdruck jener Allgemeinheit gefasst werden (Luhmann 1997: 78f.). *Funktionale Differenzierung* wird in diesem Verständnis nicht nur nicht von der Einheit her gedacht. Vielmehr wird die Einheit der Gesellschaft nicht als etwas konzipiert, das als Allgemeinheit das Gegenüber des Besonderen wäre. Die Einheit der Gesellschaft ist in diesem Sprachgebrauch ausschließlich die Einheit ihrer Operationsweise: *Kommunikation* nämlich. Der alte Strukturfunktionalismus dagegen hatte gesellschaftliche Einheit stets als Aggregatbegriff benutzt, von dem her sich gesellschaftliche Differenziertheit ableiten ließ. Dass dabei jene fast schon sprichwörtliche Reifikation einer stabilen, auf homöostatischen Bestand getrimmten Ordnung auf den Begriff gebracht wurde, hat dann mehr mit der theorieästhetischen Betonung von Integration als Möglichkeitsbedingung zu tun als mit der empirischen Beobachtung integrierter Sozialordnungen (dazu Alexander 1988: 49ff., 1990). Die Luhmannsche Weiterentwicklung der Differenzierungstheorie bricht schon früh mit diesem Modell. Dabei verfolgt sie nicht – wie in der seinerzeit gängigen Parsons-Kritik (vgl. Dahrendorf 1959) – einfach eine Umkehrung der Begrifflichkeiten, also etwa „*Integration* durch *Konflikt*“ oder „*Ordnung* durch *Wandel* zu ersetzen“ (Luhmann 1970: 114). Luhmann kehrt vielmehr den Vorrang der Struktur zugunsten des Vorrangs der Funktion um – und bereitet so schon 30 Jahre vor der *Gesellschaft der Gesellschaft* jene operative Theoriebauweise vor, die mit der Theorie autopoietischer, selbstreferentieller Systeme dann erst ihren semantischen Ausdruck gefunden hat.

Exakt deshalb gibt Luhmann dem Theorem der *symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien* eine neue Wendung.<sup>6</sup> Indem Luhmann die Funktion solcher Medien darin sieht, die Annahme- und Ablehnungswahrscheinlichkeit bestimmter Formen von Kommunikation zu strukturieren und so Systembildung in Gang zu setzen (Luhmann 1997: 316ff. und 743ff.), betont er bereits den operativen,

<sup>6</sup> Ein guter, wenn auch wenig tiefenscharfer Überblick über unterschiedliche Rezeptionstraditionen findet sich bei Chernilo (2000).

empirischen, ereignishaften Charakter einer Gesellschaft, die sich sowohl ereignishaft als auch in unvermittelten, parallelen Ereignissträngen reproduziert. Schon das macht es letztlich völlig unmöglich, die Gesellschaft (und damit auch ihre Differenzierung) von der *Einheit* her zu denken.

Welche Konsequenzen aber hat dies für den Begriff der Gesellschaft? Schon aus konstitutionslogischen Gründen müsste sich die Soziologie dann von einem allzu hochschwelligem Begriff der Gesellschaft verabschieden. Man muss dabei nicht so weit gehen wie Thomas Schwinn (2001), der, wie Max Weber, auf den Gesellschaftsbegriff völlig verzichtet, um der Gefahr zu entgehen, eine Einheit bereits reifizierend vorauszusetzen. Das Motiv von Schwinn ähnelt damit den hier angestellten Überlegungen: nicht von der Einheit her zu beginnen, sondern gesellschaftliche Ordnung als ein emergentes Geschehen anzusehen, das sich den grundlegenden *Operationen* je eigensinniger Anschlusszusammenhänge verdankt und damit eine *differenzierte* Ordnung in Gang setzt. Wo Schwinn in der Tradition von Max Webers Theorie der Wertsphären eine *kultursoziologische* Lösung wählt, setzt hier die Theoriestelle der *symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien* ein. Diese Medien sind in der Lage, Kommunikationen mit entsprechender medialer Form an sich zu ziehen und in den Systemzusammenhang der jeweiligen Funktionssysteme zu integrieren. So kumulieren einzelne Zahlungen zu Zahlungsketten und damit zu einem wirtschaftlichen Systemzusammenhang; es kumulieren Behauptungen wissenschaftlicher Wahrheit zu einer Verkettung von Kommunikationen, die das Wissenschaftssystem bilden; so wird jegliche Kommunikation, die das Medium des Glaubens in Anspruch nimmt, sich im System der Religion vorfinden; und Kunst kann nur dadurch Kunst sein, dass sie an Ereignisse solcher Kommunikationen anschließt, die das Medium künstlerischer Formen in Anspruch nehmen usw. Die Gestalt der funktional differenzierten Gesellschaft ist also nicht einfach durch die fest stehende, stabile Existenz von Funktionssystemen gegeben, sondern durch die *operative* Anschlussroutine von Kommunikationen, die unterschiedliche Systemzusammenhänge emergieren lassen und sich dadurch füreinander indifferent halten können.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich erhebliche Konsequenzen für den Begriff der Gesellschaft. Indem eine *operative*, also auf *echtzeitliche Ereignisse* aufgebaute Sozialtheorie vorausgesetzt wird, verschwindet jenes Verständnis einer Gesellschaft als eines Positionen zentral zuweisenden Systems. Die Stabilität der Differenzierungsform ist damit nicht

die Voraussetzung für kommunikative Operationen, sondern sie hat sich je neu *in praxi* zu bewähren. Es ist vielleicht diese Ironie, die das Besondere der Luhmannschen Gesellschaftstheorie ausmacht. Das soziologische Publikum ist daran gewöhnt, als seine Lieblingsunterscheidung eine *system-* von einer *akteurs-* oder *handlungstheoretischen* Soziologie zu unterscheiden. Man kann dann entweder den individuellen Akteur als Modell für die Dynamisierung von einschränkenden Situationen stilisieren (etwa Esser 1999b, 2003) bzw. das Individuum als Träger des Sozialen führen und es zugleich als Protestant gegen den Katholizismus der Strukturen promovieren (etwa Joas 1992). Oder aber man veröhnt die Struktur mit dem Akteur und fügt einer reduzierten Menge System einen angemessenen Anteil Akteur hinzu: *dosis sola facit venenum*. So verfährt etwa Uwe Schimank (1996, 2000), der fürs *System* und für den *Akteur* zwar nicht unterschiedliche Seinsregionen reserviert, in ihnen aber gewissermaßen widerstrebende Beharrungskräfte sieht, die einerseits dem *common sense* soziologischer Normalbegriffe entsprechen, andererseits aber gerade das interessanteste Bezugsproblem einer Theorie sozialer Systeme theoretisch wegversöhnen, die Frage des *Aufbaus* von Ordnung nämlich. Das theoretische Problem einer Theorie operativer, temporalisierter sozialer Systeme besteht darin, ihren Aggregatcharakter selbst zu temporalisieren, ohne ihn aufzugeben. Gesellschaft ist dann keine Entität, keine Allgemeinheit, als deren vermittelte Entäußerung das Besondere geschieht, sondern nur noch ein *Horizont aller möglichen Kommunikationen*, deren unwahrscheinliche Struktur sich durch die Erhöhung ihrer Annahme- und Ablehnungswahrscheinlichkeit ergibt. So kann sich eben keine Geldzahlung der Logik des Ökonomischen entziehen, wie sich Glauben immer „religiös“ vorfindet oder wie sich noch die ästhetische Dementierung der Kunst an der Kunst zu bewähren hat. Aber erreicht werden kann die *Struktur* dessen, was als Ökonomie, Religion oder Kunst einen kommunikativen Sog erzeugt, nicht. Man muss sich die funktional differenzierte Gesellschaft also als einen unerreichbaren Horizont von Kommunikationen vorstellen – wäre er erreichbar, er wäre kein Horizont –, *in dem* mit Hilfe symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien Anschlusszusammenhänge höherer Wahrscheinlichkeit entstehen, die sich als Funktionssysteme dann schließen, wenn sie im Hinblick auf ihre Funktion nicht-substituierbar geworden sind.

Aus der Perspektive des einzelnen kommunikativen Ereignisses erscheint der Horizont der Gesellschaft also als ein Nebeneinander unwahrscheinlicher An-

schlussroutinen, deren Wahrscheinlichkeit aber dadurch erhöht wird, dass an codierte Routinen abgeschlossen werden kann. Aus der (virtuellen) Perspektive der Gesamtgesellschaft erscheint die Gesellschaft dann als eine differenzierte Einheit, deren primäre Struktur sich der Ausdifferenzierung unterschiedlich codierter Systemlogiken verdankt.<sup>7</sup> Dass dies eine *virtuelle* Perspektive ist, hängt mit der Differenzierungsform selbst zusammen, denn die hier behauptete *gesamtgemeinschaftliche Perspektive* lässt sich nicht wirklich einnehmen, sondern nur je perspektivisch simulieren – etwa als wissenschaftliche Perspektive, die im hier vorliegenden soziologischen Fall nicht den Fehler begehen darf, ihre *Perspektive* auf die Gesamtgesellschaft mit der Gesamtgesellschaft als einer agierenden oder adressierbaren Entität oder einer Bühne zu verwechseln, die für Regieanweisungen sensibel wäre. Insofern entstehen selbst in einem operativ gebauten Theoriedesign wie dem von Luhmann Sätze wie diejenigen, nach denen „das Gesamtsystem“ festlegen kann, wie Funktionssysteme „geordnet“ sind. Das Gesamtsystem ist nichts anderes als jener theoretische Horizont, der auf die Horizonthaftigkeit der Gesellschaft rekurriert – ähnlich jenem Horizont der Welt, mit dem die Phänomenologie die Welt als Adresse dekonstruiert hatte (Nassehi 2003d: 188f.).

Bewegen sich die vorstehenden Überlegungen noch im Kontext dessen, was als *Systemtheorie* firmiert? Luhmann betont ausdrücklich, dass er *Gesellschaft* als *Aggregatbegriff* behandelt, nicht als *Horizontbegriff*, dem als Korrelat die *Welt* entspricht (Luhmann 1997: 153f.). Gesellschaft, so Luhmann, habe eindeutige Grenzen, operative Grenzen nämlich, außerhalb derer eben keine Kommunikation mehr vorkommt, während der Weltbegriff die Einheit aller System/Umwelt-Relationen bezeichne – und gerade deshalb als grenzenloser Horizont erscheint. Luhmann lässt freilich keinen Zweifel daran, Gesellschaft als *soziales System* zu konzipieren und nicht einfach als „Korrelat der in ihr stattfindenden Operationen“ (ebd.). Nun ist es mir nicht darum zu

tun, den Gesellschaftsbegriff aufzulösen in einen letztlich unbenennbaren und damit auch grenzenlosen Welthorizont. Mit der Horizonthaftigkeit der Gesellschaft mache ich vielmehr darauf aufmerksam, dass der Aggregatzustand der Gesellschaft gerade darin besteht, Gesellschaft eben nicht als gewissermaßen subjekthaft operationsfähige, sondern ausschließlich als operative Einheit beschreiben zu können. Wenn Luhmann selbst (1997: 70) ausdrücklich den operativen Charakter der Gesellschaft betont, ergibt sich schon daraus der nicht teleologische, der echtzeitliche Charakter einer *Gesellschaft der Gegenwart* (Nassehi 2003d: 159ff.). Gemeint ist damit die Beobachtung, dass in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft unterschiedliche funktionale Kontexte *gleichzeitig* ablaufen (Nassehi 1993: 323ff.) und sich damit sowohl der gegenseitigen Steuerbarkeit als auch der Koordination von gemeinsamen Zukünften entziehen. Das soziologische wie das „gesellschaftliche“ Konzept *Gesellschaft* scheint ja gerade dafür entwickelt worden zu sein, das Bezugsproblem einer *Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem* zu bearbeiten. Als *Gesellschaft* erscheint die Welt dann, wenn sich die Koordination von Handlungen nicht mehr nur der Unmittelbarkeit des Unmittelbaren, etwa interaktionsnaher Kommunikation in einfachen Gesellschaften oder der einförmigen Indizierung aller Kommunikation durch Schichtindizes und räumliche Verdichtung in Hochkulturen verdankt. Auch hier gibt es stets unterschiedliche Kontexte – aber nicht Kontexte, mit denen gleichzeitig zu rechnen ist. Erst mit dem Übergang zur funktional differenzierten Gesellschaft differenzieren sich *Gleichzeitigkeiten voneinander weg*, die je mit sich rechnen müssen. Die Semantik der *Gesellschaft*, wie wir sie etwa als die *bürgerliche Gesellschaft* bei Hegel kennen, reagiert letztlich auf Unterschiedliches, das aufeinander bezogen ist, dessen Interdependenzen aber nicht eindeutig geregelt sind. Insofern ist es kein Zufall, dass Hegel den Begriff der *bürgerlichen Gesellschaft* wirtschaftsnah gebaut hat – bezogen auf *unterschiedliche* Interessen an dem *gleichen* Gut und bezogen auf *Arbeit*, die auf unterschiedliche Tätigkeiten verweist. Waren die alte *koinonía politiké* ebenso wie die *societas civilis* noch schlicht Gemeinschaftsbegriffe, deren Bezugsproblem eher die Chiffrierung des Gemeinsamen, des Einheitlichen war, ist das Bezugsproblem der *bürgerlichen Gesellschaft* gerade das Gegenteil: die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem in dem Sinne, dass das Gesellschaftliche sich gerade den widerstreitenden Interessen verdankt, das nach einer ökonomischen Interessensdomestizierung oder einer sittlichen

<sup>7</sup> Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass meine Darstellung sich nicht auf Gesellschaften schlechthin bezieht, sondern nur auf den evolutionären Sonderfall der funktional differenzierten Gesellschaft. Das bedeutet nicht, dass sich theorie-technisch Gesellschaften von Hochkulturen oder segmentäre Stammesgesellschaften anders darstellen, die andere Differenzierungsform erforderte freilich eine andere Darstellungsform. Auf den begrifflichen und evolutionären Zusammenhang der unterschiedlichen evolutionären Differenzierungsformen hat jüngst Barbara Kuchler (2003) hingewiesen.

Domestizierung der privaten und politischen Aspirationen verlangt. Gerade diese Divergenz der Perspektiven machte die Semantik des Gesellschaftlichen *gesellschaftlich* plausibel. Für die frühe Soziologie schließlich war es gerade diese Erfahrung der Auflösung früherer Gemeinschaft stiftender Kategorien – in erster Linie Religion –, die das Problem der Koordination von Unterschiedlichem hervorbrachte. Denkt man nur an Durkheims Thematisierung der Arbeitsteilung als eines Problems der Koordination von Unterschiedlichem, das mit seiner Unterschiedlichkeit rechnet (Durkheim 1988), denkt man an Max Webers Stilisierung der Pluralität der Moderne als eines „Kampfs der Götter“ (Weber 1994) oder an Simmels Vorstellung einer Entkoppelung und Kreuzung „sozialer Kreise“ (Simmel 1992b: 456ff.), so wird deutlich, dass das Bezugsproblem der Soziologie offensichtlich darin besteht, die Ungeordnetheit des Unterschiedlichen mit der Ordnung seiner Beziehung zusammenzubringen. Ein elaborierter soziologischer Gesellschaftsbegriff hat also exakt dieses (Bezugs-)Problem zu lösen: Wie die Entkoppelung von sozialen Prozessen und Bezugsproblemen zu einer Form gerinnt, die die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem als eine Einheit erscheinen lässt. Insofern ist der Begriff der Gesellschaft bereits per se – hält er nicht als Metapher an der Idee der Gemeinschaft aller Handelnden fest – ein Differenzierungsbegriff, denn das Problem der *Gesellschaft* entsteht nur dort, wo sich die *Koordination des Unterschiedlichen* nicht von selbst ergibt.<sup>8</sup>

Vielleicht wird vor diesem Hintergrund deutlicher, warum ich den systemtheoretischen Gesellschaftsbegriff an den Horizontbegriff binde. Die Idee der Gesellschaft als Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem hat zur Konsequenz, dass Gesellschaft gerade im systemtheoretischen Kontext nicht als „Subjekt-Aktant“ erscheint, wie etwa Peter V. Zima (2000: 333f.) an die Adresse Luhmanns formuliert.<sup>9</sup> Vielmehr gehört es offensichtlich zum Aufbau von so-

zialen Systemen des Typs Gesellschaft, für sich selbst stets nur in *Horizonten* aufs Ganze gegeben zu sein. Die Einheit der Gesellschaft ist dann nur jene *subjektlose* Einheit, die sich aus den empirischen Anschlussfähigkeiten kontextualisierter Kommunikationen ergibt, deren Gesamtform sich als solche nur einem Beobachter zeigt, der sich wie die systemtheoretische Soziologie für die Form der Differenzierung interessiert oder der sich in der Form eines ökonomischen, politischen oder religiösen Beobachters auf ganz andere Formen kapriziert. Die Rede vom Gesellschaftssystem dispensiert also nicht davon, Gesellschaft gerade nicht als operierende Einheit zu beschreiben, sondern als unerreichbaren Zusammenhang von Kommunikationen, dessen System/Umwelt-Differenz ausschließlich durch seine kommunikative Geschlossenheit gestiftet wird. Die Form ihrer Einheit erscheint einem Beobachter dann als eine Form, die die Einheit der unterschiedlichen Horizonte in den Blick nimmt und in ihr jene Struktur entdeckt, die die Unterschiedlichkeit des Differenten hervorbringt. Vielleicht liegt darin auch eine Erklärung dafür, dass Luhmanns Theorie der Gesellschaft vor allem aus einer historischen Perspektive argumentiert, von der her sich die Einheit der Operationen einer Gesellschaft, namentlich der Übergang von einer stratifizierten zu einer funktional differenzierten Struktur, beobachtend erfassen lässt, während eine tiefenscharfe Beobachtung der gesellschaftlichen Gegenwart womöglich viel zu wenig Distanz aufbauen kann, um die Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen erfassen zu können.<sup>10</sup>

Insofern legt es gerade eine systemtheoretische Gesellschaftstheorie nahe, den Gesellschaftsbegriff an den Horizontbegriff zu binden – ohne damit aber Gesellschaft im schlichten Welthorizont aufgehen zu lassen. Nimmt man nämlich den operativen Charakter der Systemtheorie wirklich ernst, ist der Aggregatzustand der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft exakt dadurch charakterisiert, dass sich Ereignisse je in einer Gegenwart zu bewähren haben.<sup>11</sup>

<sup>8</sup> Insofern nimmt es nicht wunder, dass interaktionistische Theorien ebenso wie etwa die an sichtbarer (sic!) Praxis orientierte Ethnomethodologie, aber auch Modelltheorien rationaler Akteure auf einen Gesellschaftsbegriff entweder verzichten können, weil sie letztlich nicht mit anderen Kontexten rechnen, oder aber gesellschaftliche Kontextbedingungen als Situationsvariablen schlicht voraussetzen.

<sup>9</sup> Als „diskurssemiotische“ Kritik hat Zimas Luhmann-Kritik freilich erstaunlich wenig Verständnis für die Subjekt-Prädikat-Objekt-Logik der Sprache, die die grammatische Subjektivität des Subjektbegriffs mit der angeblichen „Subjektivität“ des Systems verwechselt.

<sup>10</sup> Das weist im Übrigen auch auf den entscheidenden *ästhetischen* Unterschied zwischen der Luhmannschen Gesellschaftstheorie und eher gegenwartsorientierten Theorien mit unmittelbarem Diagnoseanspruch hin, der gerne darin gipfelt, eine gegenwärtig ablaufende, abgelaufene oder sich noch vor aller Begrifflichkeit (i.e. Begreifbarkeit) ankündigende Erneuerung auszumachen, wie man Labels wie „Risikogesellschaft“, „Wissensgesellschaft“ oder „Netzwerkgesellschaft“ entnehmen kann. Als eindringlichstes Beispiel für eine solche Form der Gesellschaftstheorie kann sicher Ulrich Becks Soziologie gelten; vgl. etwa Beck 2002.

<sup>11</sup> Hier wäre anzuschließen im Hinblick auf den Charak-

Luhmann hat diese operative Theorieanlage bereits lange vor der sogenannten *autopoietischen Wende* auf den Begriff gebracht – und zwar dort, wo es um die begriffliche Fassung des Gesellschaftssystems ging. Wie oben herausgearbeitet, besteht das Bezugsproblem des Gesellschaftlichen darin, mit anderen, aber gleichzeitigen Kontexten zu rechnen, die sich dem unmittelbaren Zugriff der je konkreten Operation entziehen. Der Begriff der Gesellschaft müsse „in der Lage sein, auch die möglichen Kommunikationen unter jeweils Anwesenden oder mit jeweils Abwesenden mitzusystematisieren“, schreibt Luhmann (1975: 11), Gesellschaft sei „das umfassende Sozialsystem aller kommunikativ füreinander erreichbaren Handlungen“. Entscheidend an diesen Formulierungen ist der Hinweis auf *mögliche* Kommunikationen und auf die Potenzialität ihrer wechselseitigen *Erreichbarkeit*. Es geht gerade nicht darum, dass sie *faktisch geschehen*, auch nicht darum, dass sie sich *tatsächlich erreichen*. Das Problem der Gesellschaft wird präzisiert als die Frage, wie sich – in dieser Werkphase noch – Handlungen in den Kontext möglicher anderer Handlungen stellen, die aus der Perspektive ihrer selbst nicht zugänglich sind, aber prinzipiell als *erreichbar* gelten. Das Besondere des Gesellschaftssystems – im Vergleich zu Interaktionen und Organisationen – besteht darin, dass Handlungen weder über Anwesenheit kontrolliert werden noch durch Mitgliedschaftsregeln und entsprechende Einschränkungen als vorstrukturiert gelten. Das Sozialsystem Gesellschaft ist als umfassendstes Sozialsystem zugleich dasjenige, das intern auf Perspektiven, i.e. auf *unterschiedliche* Perspektiven abstellt. Schon hier sehe ich einen deutlichen Hinweis darauf, den Gesellschaftsbegriff an den Horizontbegriff zu binden, weil die Multiplikation unterschiedlicher Horizonte gerade die Einheit der Gesellschaft und ihrer Form ausmacht.<sup>12</sup>

Die Systemtheorie in dem hier angedeuteten Sinne ist keine Theorie, die man als Strukturtheorie einer Handlungstheorie gegenüberstellen könnte. Es ist ein folgenreiches Missverständnis, die operative Systemtheorie für eine *makrosoziologische* Theorie zu halten (so etwa Esser 2003). Letztlich entzieht sie sich sogar der Unterscheidung von mikro- und

makrotheoretischen Perspektiven, weil sie als „operative“ Theorieform Systembildung als das Ergebnis der Verkettung von Einzelereignissen und der rekursiven Rückwirkung von deren Strukturbildung auf diejenigen Bedingungen auffasst, unter denen neue Operationen möglich sind und ferner weil sie den Begriff der Gesellschaft zwar für das umfassendste Sozialsystem ansetzt, aber das Bezugsproblem des Gesellschaftlichen gerade darin sieht, dass es nicht um eine Ebenendifferenzierung geht, sondern um den Vollzug der Gesellschaft *in* konkreten Operationen. Anders also als etwa die Rational-Choice-Theorie geht es der Systemtheorie nicht allein um die Emergenz von Mustern aufgrund der Kumulation von Handlungen, die zwar auf Motive und Präferenzen zurückgeführt werden, die aber dann selbst wiederum über Brückenhypothesen an ihre strukturellen Antezedenzbedingungen gebunden werden.<sup>13</sup> Rudolf Stichweh (1995: 403f.) hat darauf hingewiesen, die Systemtheorie ersetze das Problem der Mikro-Makro-Unterscheidung durch

<sup>13</sup> Eine streng *handlungstheoretische* Theorieanlage lässt sich selbst für die Rational-Choice-Theorie nicht durchhalten. James Coleman betont ausdrücklich, Gegenstand seiner Soziologie seien „neu entstehende (emergente) Phänomene auf der Systemebene, ... die von den Individuen weder beabsichtigt noch vorhergesehen worden sind“ (Coleman 1991: 6). Auch hier wird ohne die Annahme einer bereits vorgängig normativ oder funktional integrierten Möglichkeitsbedingung operiert. Nicht aus dem Handlungsmotiv, sondern aus den Wirkungen und Folgen konkreter Handlungen ergibt sich hier der *soziale Sinn* von Handlungen, der weit über unterstellte Motive und Präferenzen hinausweist. Es ist also auch hier der soziale Anschlusszusammenhang von Handlungen, der sowohl die jeweilige Situationslogik als *framing* vor einer Handlung bestimmt als auch die sozialen Folgen der Handlung als sozialer Wirkung. So jedenfalls formuliert Hartmut Esser (1999a: 252ff.) fast eine Paraphrase dessen, was *Autopoiesis* bedeuten soll: die Emergenz von Strukturen aus sich selbst heraus. Was die dann eben doch mit dem angeblichen Vorrang der Mikro- vor der Makroperspektive operierende Rational-Choice-Theorie nicht vermag, ist eine Beschreibung jener Eigendynamik von sozialen Systemen auf der Interaktions-, Organisations- und Gesellschaftsebene, die zwar als Randbedingung vorausgesetzt werden müssen, aber nicht mit den Bordmitteln einer „erklärenden“ Soziologie beschreibbar sind. Denn diese kennt ausschließlich das ontologische Primat der individuellen Handlung – und muss dann doch einsehen, dass die Randbedingungen „alle“ beschrieben werden müssen, und zwar „richtig“; vgl. Esser 1996: 106, 1999b: 403. Man kann das letztlich als ein Plädoyer für eine Theorie lesen, die Kriterien für die Beschreibung jener Bedingungen angeben kann – und das verweist auf die Aggregatebene sozialer Systeme, die eben mehr sind als nur die Kumulation von Einzelhandlungen; vgl. dazu Nassehi 2003b.

ter der modernen Gesellschaft als „Weltgesellschaft“, deren Grenzen weder durch ähnliche Lebensverhältnisse noch durch geteilte Normen gestiftet werden, sondern durch die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem; vgl. dazu Luhmann 1997: 145ff., Stichweh 2000: 7ff., Nassehi 2003d: 188ff.

<sup>12</sup> Ähnliches wird mit Gotthard Günthers Begriff der „Polykontextualität“ zum Ausdruck gebracht; vgl. Günther 1979.



die Unterscheidung von Interaktions-, Organisations- und Funktions- bzw. Gesellschaftssystem. Sein Argument ist dabei, dass die eigentlich interessante Frage nicht die einer Ebenenhierarchie zwischen den genannten Systemtypen sei, sondern die, wie sich *innerhalb* von Sozialsystemen Ebenenübergänge darstellen, die weder als Vorrang einer Mikro- noch als Vorrang einer Makroebene verstanden werden können. Dann aber lässt sich das, was in der Soziologie üblicher Weise als Mikro-Makro-Problem diskutiert wird, nicht über die Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft klären.

Für das Gesellschaftssystem lässt sich dieses Problem des Ebenenübergangs über die Theorie der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien bearbeiten, die jene Kriterien angibt, nach denen innerhalb einer Gesellschaft in Form ihrer Funktionssysteme Selektionskriterien für Kommunikation über unterschiedliche Ebenen eines Systems hinweg vermittelt werden, ohne damit so etwas wie eine programmatische, normative oder kognitive Einheit voraussetzen zu müssen. Was bleibt, ist nur dies: die Einheit der Operationsweise, die in der unerreichbaren Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem gegeben ist. Wenn ich oben behauptet habe, Gesellschaft sei letztlich sowohl als System- *als auch* als Horizontbegriff zu bilden, so dürfte jetzt deutlich werden, dass der ereignishaft Charakter von kommunikativen Systemen beides hervorbringt: die systemisch, d. h. operativ, d. h. im Sinne eines Systemaggregats geschlossene Anschlussfähigkeit von Kommunikation *und* eine radikale Perspektivität jeglichen Ereignisses.

Ich habe meine Argumentation mit der Formulierung Luhmanns begonnen, das Gesamtsystem lege die Form der gesellschaftlichen Differenzierung fest. In dieser Formulierung lässt sich letztlich die Paradoxie der Rede über die Einheit der Gesellschaft ablesen, denn dass der Blick aufs Ganze je nur als *Gesamtperspektive* möglich ist, impliziert schon begrifflich, dass es offensichtlich mehrere Perspektiven aufs Ganze geben muss. Die zunächst sehr abstrakte Zumutung der Differenzierungstheorie, die Gesellschaft erscheine unter Bedingungen funktionaler Differenzierung je aus den Perspektiven der Funktionssysteme radikal unterschiedlich und nicht füreinander substituierbar, bekommt hier ihre *empirische* Fundierung.

Damit exekutiert die Theorie funktionaler Differenzierung an sich selbst, was sie für ihren Gegenstand behauptet: Sie kann *Gesellschaft* nur als Gegenstand eines wissenschaftlichen (soziologischen) Blicks erreichen, nicht als Faktizität. Sie findet sich

also selbst als eine *wissenschaftliche* Perspektive vor, die das Gesellschaftssystem unter bestimmten Anschlussbedingungen wissenschaftlicher Codierung und Programmierung in den Blick nehmen kann – und kann an sich selbst sehen lernen, dass diese Form der Perspektive aufs Ganze strukturell allen Funktionssystemen gemein ist. Wie also der Soziologie die Gesellschaft als etwas erscheint, das unter Zumutung von Wahrheitsansprüchen *der Fall ist*, erscheint Gesellschaft aus politischer Perspektive als Entscheidungsraum für kollektiv bindende Entscheidungen, aus ökonomischer Perspektive als in geldförmige Werte übersetzbare Entität, aus der Perspektive der Religion als göttliche Schöpfung, deren transzendente Möglichkeitsbedingung immanent domestiziert werden muss, aus der Perspektive des Erziehungssystems als Gesamtheit all dessen, was gelernt und gelehrt werden kann, aus der Perspektive der Kunst als Form, die mit anderen Formen konfrontiert werden kann. Es ist dies letztlich ein *phänomenologischer* Gesellschaftsbegriff, der seinen Gegenstand einerseits immer schon in einer operativen Praxis situiert, außerhalb derer er nicht zu beobachten ist, und der den Begriff des Horizonts als *unerreichbares Perspektivkorrelat* wie als *aggregiertes Aktkorrelat* wirklich ernst nimmt. Er ist damit auch ein *systemtheoretischer* Gesellschaftsbegriff, der die operative Schließung der Gesellschaft mit ihrer operativen Unerreichbarkeit für sich selbst verbindet.

Dies vorausgesetzt, erscheint Differenzierung tatsächlich nicht als Differenzierung *der* Gesellschaft in dem Sinne, dass sich eine bereits existierende Einheit in Teile differenziert, deren sozialer Sinn über den Bezug zum Ganzen zu bestimmen ist. Auszugehen ist vielmehr von Differenzierung *in der* Gesellschaft, nämlich innerhalb eines Horizonts, innerhalb dessen es offensichtlich empirisch gelingt, Anschlussroutinen gesellschaftlicher Kommunikationen so einzuschränken, dass es über den Mechanismus der symbolischen Generalisierung von Kommunikationsmedien zur Differenzierung von Funktionssystemen *innerhalb* der Gesellschaft kommt.

### 3. Zeit und Raum<sup>14</sup>

So plausibel die Differenzierungstheorie auf *unterschiedliche* Logiken der gesellschaftlichen Moderne hinweisen kann, auf die durchaus empirisch eviden-

<sup>14</sup> Zur Frage des Raums als Sinndimension vgl. Stichweh 2000: 187, Kuhm 2000.

te Differenz zwischen Ökonomie, Politik und Recht, Wissenschaft und Religion, Erziehung und Kunst, so sehr schwindet die Plausibilität bei genauerem Hinsehen. Denn es ist eine Sache, die unterschiedlichen Anschlusslogiken trennscharf zu bestimmen, eine andere ist es, die empirischen Anschlussformen in den Blick zu nehmen. Denn selbst wenn man als Beobachter behaupten kann, dass die *Logiken* der Funktionssysteme getrennt sind, wird man empirisch kaum daran vorbei sehen können, dass die Funktionssysteme sowohl aufeinander bezogen und hochgradig voneinander abhängig sind als auch *räumlich* und *zeitlich* nicht wirklich trennscharf zu bestimmen sind – zumindest lautet so eine der nachhaltigsten und hartnäckigsten Kritiken der TfD. Diese Kritik hat Johannes Berger kürzlich wieder aktualisiert. Er wendet gegen die These funktionaler Differenzierung ein, dass die Praxen etwa wirtschaftlicher und politischer Art keineswegs *getrennt*, sondern *fusioniert* erfolgen (Berger 2003: 210). Das Argument scheint zu stechen, zumal wenn man es um Karin Knorr-Cetinas Perspektive ergänzt, die empirisch tiefenschärfer angelegt ist. Ihre These der „Unterkomplexität der Differenzierungstheorie“ stellt darauf ab, dass Funktionssysteme keineswegs ausschließlich rein und aseptisch ihrer Codierung folgen. Am Beispiel des Wissenschaftssystems zeigt sie: „Eine ganze Reihe nicht-wissenschaftlicher Kriterien beeinflussen offenbar die Akzeptanz oder Nicht-Akzeptanz von Resultaten; so z.B. der Glaube an die experimentellen Fähigkeiten und die Ehrlichkeit der Produzenten, deren frühere Geschichte an Fehlschlägen, der Stil und die Präsentation von Resultaten, ob die entsprechenden Wissenschaftler in der Industrie gearbeitet haben, ob sie ein großes Institut leiten, ihre Persönlichkeit und Intelligenz als Experimentatoren, ‚inside information‘, Größe und Prestige der Universität aus der sie stammen, Integration in verschiedene wissenschaftliche Networks und Nationalität“ (Knorr-Cetina 1992: 411). Knorr-Cetina kommt in ihren empirischen Analysen wissenschaftlicher Forschung zu folgendem Ergebnis: „Daß Kommunikation *innerhalb* wissenschaftlicher Experimente durch eine ausschließlich oder auch nur vorwiegende Codierung in eine Wahrheitssemantik vermittelt sein soll, ist empirisch nicht rekonstruierbar“ (ebd.: 412). Daraus zieht sie die Konsequenz, dass der Gedanke der *Geschlossenheit* von Funktionssystemen nicht aufrechtzuerhalten sei. Sie spricht von „Inkorporationen“ sowohl der Körperlichkeit des Forschers gewissermaßen als Forschungsinstrument als auch von anderen „Funktionen,“ etwa solchen ökonomischer Natur. Die

Differenzierungstheorie solle aufhören, „sich mit Hilfe des Funktionsbegriffs zum großen Bereiner der Unsauberkeiten und Vielschichtigkeiten sozialer Realität zu stilisieren“ (ebd.: 413).

An der Evidenz dieser empirischen Beobachtungen ist kaum zu zweifeln – an ihrer theoretischen Interpretation freilich schon. Bezogen auf das Beispiel des Wissenschaftssystems ist in der Tat davon auszugehen, dass nicht ein abstrakter Wahrheitscode die Forschung selbst bestimmt. Diese ist vielmehr von den praktischen Bedingungen eines – hier begrifflich natürlich weiter gefassten – „Labors“ abhängig, in dem nicht nur unterschiedliche Logiken aufeinander Bezug nehmen, sondern in dem Praxis in einer Weise stattfindet, die keineswegs nur durch Code-Werte bestimmt wird. Freilich reicht es nicht aus, den empirischen Blick auf die „Laborsituation“ selbst zu richten, sondern auch darauf, in welcher Weise Anschlussfähigkeit innerhalb des Wissenschaftssystems hergestellt wird. Wissenschaftliche Kommunikation schließt keineswegs unmittelbar an Forschung an, also an das, was im „Labor“ geschieht, sondern an eine Art Selbstbeschreibung der Forschung in Form von Publikationen, die sehr wohl das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium wissenschaftlicher Wahrheit in Anspruch nimmt. Ein expliziter Rekurs auf all das, was Knorr-Cetina als das pralle Leben des Labors beschreibt, wäre in der Tat nicht *wahrheitsfähig* im Sinne des Codes, so dass publizierte oder vorgetragene Texte sich tatsächlich eher den abstrakten Zumutungen der Codierung und ihrer faktischen Programmierung fügen. Nicht die Routinen der Forschung und ihre pralle Praxis machen den Anschlusszusammenhang des Wissenschaftssystems aus, sondern eine bestimmte Form der Präsentation von Forschung in Publikationen, auf die allein sich weitere Forschung bezieht.<sup>15</sup> Es sind erst das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium wissenschaftlicher Wahrheit und die Codierung des Wissenschaftssystems, die es erlauben, dass sich die prallen Formen des Laborlebens in Form wissenschaftlich anschlussfähiger Dokumente, Texte, Ergebnisse, Tabellen, Vorträge, Bücher etc. niederschlagen.<sup>16</sup> Die Wahrheitscodierung des Wissen-

<sup>15</sup> Man könnte die *Form* wissenschaftlicher Kommunikation als eine Zwei-Seiten-Form von Publikation/Forschung beschreiben, wobei die Unterscheidung stets asymmetrisch gebaut ist und die Forschung die dunkle andere Seite der Publikation ist, über die allein etwas über Forschung erfahrbar ist; ähnlich Stichweh 1987.

<sup>16</sup> Das gilt auch für Knorr-Cetinas eigene Texte oder Vorträge, die nicht die Forschung selbst sind, sondern ihr Dokument, ihre Spur, ihre, wenn man so will, *différance*.

schaftssystem macht also letztlich den wissenschaftlichen Forschungsprozess selbst *unsichtbar* – und vielleicht ist exakt das die Funktion der Codierung und der symbolischen Generalisierung von Kommunikationsmedien, die es erst erlauben, von der Vorgeschichte dessen, was zu einem wahrheitsfähigen Ergebnis geführt hat, abzusehen.

Nur um idiosynkratischen Lesarten vorzubeugen: Die Einheit der Codierung ist nicht mit einer irgendwie vorstellbaren „Einheit der Wissenschaft“ etwa des „Wiener-Kreis“-Typs zu verwechseln. Solche reflexionstheoretischen Vereinigungsversuche haben ja nur den Funktionssinn, auf die empirische Nicht-Einheitlichkeit wissenschaftlicher Praxis zu reagieren. All das, was Knorr-Cetina (2000) oder auch Latour (1995) an Diversität beschreiben, ist nur möglich, weil die Codierung nur vorgibt, dass am Ende neues Wissen stehen muss, dessen Horizont altes Wissen ist, auf das experimentell, laborhaft oder theoretisch Bezug genommen werden kann. Man unterschätzt die strukturierende Funktion der Codierung, wenn man sie gewissermaßen für eine inhaltliche Qualifizierung hält. Der Code legt nichts fest, außer, dass innerhalb wissenschaftlicher Praxis Festlegungen erfolgen müssen, die dann wissenschaftliches Wissen von Nicht-Wissen scheiden. Alles andere entscheidet sich in diversen Praxen und Kontexten, in „Laboren“, in der Ausdifferenzierung von *epistemic cultures*, sogar unter unterschiedlichsten „Interessen“.

Dasselbe gilt auch für andere Funktionssysteme. Dass die Autopoiesis des politischen Systems im Nacheinander kollektiv bindender Entscheidungen liegt, heißt nicht, dass jene Praxis, die zu den Entscheidungen führt, aseptisch „politisch“ ist. Auch im politischen System herrschen *Laborsituationen* vor, in denen *pralles Leben* herrscht, das freilich nicht trotz, sondern gerade wegen der Codierung des Politischen möglich ist. Politische Entscheidungen werden dann von ihrer Genese ebenso unabhängig, wie man sich die „laborhafte“ Situation des Politischen nur deshalb leisten kann, weil politische Entscheidungen *selbst* zu einem Funktionssystem kumulieren. Analoges lässt sich im ökonomischen System beobachten: Letztlich sind es ausschließlich Zahlungen und Nicht-Zahlungen, die die Autopoiesis des Systems ausmachen, aber gerade das macht im Vorfeld von Zahlungen und Nicht-Zahlungen vielfältige Formen „wirtschaftlichen Handelns“ möglich. Dazu gehört dann ebenso die Beobachtung von Märkten wie die Entwicklung von Produkten, das Lesen von Bilanzen wie die Intuition über den Börsenverlauf, die Entlassung von Mit-

arbeitern wie die illusionäre Fixierung auf den Manager als Held.

Luhmann hat auf die Kritik Knorr-Cetinas, die letztlich der These einer *Entdifferenzierung* gleich kommt, mehrfach reagiert, und zwar stets unter Hinweis darauf, dass sich all das, was Knorr-Cetina beschreibt, in Organisationen abspielt. So formuliert Luhmann, dass Kommunikationen nicht auf gesellschaftsexterne Ereignisse zugreifen können. Die strikte Systemrelativität *innerhalb* des Gesellschaftssystems scheint Luhmann dagegen zurückzunehmen. Sie gelte nämlich „nicht für die durch Differenzierung geprägten *gesellschaftsinternen* Verhältnisse. Es gibt also durchaus Kommunikationen, die systeminterne Systemgrenzen überschreiten“ (Luhmann 1997: 607), und es seien *Organisationen* in denen verschiedene Funktionssysteme *miteinander* kommunizieren könnten. Damit kommt Luhmann der Kritik Knorr-Cetinas allzu weit entgegen, denn es wäre nichts anderes als eine *Entdifferenzierung*, würde man solche grenzüberschreitenden Kommunikationen tatsächlich annehmen.

Georg Kneer (2001) hat ausführlich und zutreffend auf die theorietechnischen Probleme hingewiesen, die Luhmann sich mit der These *grenzüberschreitender* Kommunikation einhandelt. Darüber hinaus möchte ich vorschlagen, das Verhältnis von *Kommunikation* und *Handlung* in den Blick zu nehmen – eine Unterscheidung, die insbesondere die *empirische* Tiefenschärfe der Tfd erhöhen könnte. Die Systemtheorie setzt ausschließlich auf Kommunikationen als Operationen sozialer Systeme – also auch von Organisationen und Funktionssystemen. Handlungen dagegen gelten als Zurechnungspunkte für kommunikative Prozesse und sind damit Resultate der Selbstbeobachtung sozialer Systeme (vgl. Luhmann 1984: 191ff.) – und auch Resultate der Beobachtung sozialer Systeme durch die soziologische Forschung. Handlungen sind stets *dichter* gebaut und in ihrer Zurechnungsform kontingenter als das, was die Systemtheorie mit dem Kommunikationsbegriff zum Ausdruck bringen will. Insofern ist „wirtschaftliches *Handeln*“ eben viel mehr als eine *Zahlung*, ganz so, wie auch „politisches *Handeln*“ keineswegs als *politisches Entscheiden* angemessen zu beschreiben wäre. Die *kommunikationstheoretische* Form der Systemtheorie und damit auch der Tfd erlaubt es aber, funktionale Differenzierung als eine spezifische *Bedingung* von Handlungsformen anzusetzen, also als Bedingung spezifischer Zurechnungsroutinen. Denn nur weil die Kumulation politischen Entscheidens ein politisches System konstituiert (und dieses politisches Entscheiden) und nur

weil die Kumulation von Zahlungen ein Wirtschaftssystem konstituiert (und dieses Zahlungen) und ebenfalls nur weil die Kumulation wissenschaftlicher Publikationen ein Wissenschaftssystem konstituiert (und dieses Publikationen), ist überhaupt ein Verhalten denkbar, das als *Handeln* im sinnhaften Horizont des Politischen, des Ökonomischen und des Wissenschaftlichen als politisches, als ökonomisches und als wissenschaftliches *Handeln* sichtbar wird.

Der Reimport des Handlungsbegriffs kann dazu dienen, die *systemtheoretische* Beobachtung sozialer Systeme in Relation zu setzen zu ihrer *je eigenen* Form der Selbstbeschreibung. Die Konzentration der meisten Soziologien auf die *Handlung* lässt sich dann als eine Form beschreiben, die es erlaubt, komplexe soziale Antezedenzbedingungen von Ereignisgegenwarten in kompakten Formen *beobachtbar* zu machen. Mit anderen Worten: Der *gesellschaftliche Ort* von Handlungen wird erst einer Beobachtung transparent, die jene *empirischen Kompaktformen* in ein Verhältnis zur kommunikativen Ausdifferenzierung von Funktionssystemen setzt. In *Handlungen* und in Organisationen, wo solche Kompaktformen auftreten, verschmelzen also die Funktionssysteme nicht – im Gegenteil: die Kompaktheit der Handlung als *pralle Form* ermöglicht es den Funktionssystemen erst, *operativ* getrennt zu bleiben.

Sowohl Knorr-Cetinas wie auch Bergers Kritik – repräsentativ für einen bestimmten Kritik-Typus an der TfD – ist zu nah an den Handlungen gebaut; beide vermögen gerade deshalb den *gesellschaftlichen Ort* dieser Handlungen nicht zu begreifen. Anders als Luhmann es tut, der Konzessionen an eine Entdifferenzierungsdiagnose macht – verkleidet in einer theorietechnischen, nicht einer empirischen Formulierung –, wäre herauszuarbeiten, wie sich jene kompakten Handlungsformen nur dadurch ermöglichen, dass sie im Horizont von Funktionssystemen geschehen und geradezu unweigerlich in den Sog ihrer Anschlussfähigkeit geraten. Es ist gerade die *kommunikative Codierung* dessen, was nur *als Handlung* beobachtbar wird,<sup>17</sup> die jene komplexen

Formen der Generierung positiver oder negativer Codewerte (Zahlungen, Publikationen, politische Entscheidungen etc.) hervorbringen und gesellschaftliche Ordnungsbildung davon entlasten, die Genese jener Formen mitführen zu müssen. Sehr einfach formuliert: Man kann aus noch so guten oder schlechten Gründen zahlen, in der Autopoiesis des Wirtschaftssystems kommt es nur als Zahlung an; man kann noch so akribisch forschen, im Wissenschaftssystem kommt das Ergebnis nur als Publikation (oder Derivat) an und ordnet sich dann nach Anschlussfähigkeit und Reputationsgesichtspunkten; und im politischen System kann man noch so viele Instanzen gehört haben, die Entscheidung muss sich in ihren Konsequenzen vor dem politischen Publikum bewähren.

Was für die Frage des gesellschaftlichen Orts von *Handlungen* gilt, gilt letztlich auch für die Frage des gesellschaftlichen Orts von *Organisationen*. Organisationssysteme sind damit – anders als bei Luhmann (2000: 380ff.) – strikt als *Umwelt* von Funktionssystemen zu konzipieren.<sup>18</sup> Sie nehmen Ereignisse der Funktionssysteme zum Anlass für Entscheidungen, etwa in Form von Investitionsentscheidungen, von Entscheidungen über Bildungszertifikate, von rechtlichen Entscheidungen oder in Form der zeitstabilen Fixierung von kollektiv bindenden Entscheidungsprozessen in Organisationen des Staates. Keineswegs also überschreiten die Funktionssysteme innerhalb von Organisationen ihre Grenzen, wie Luhmann meint. Vielmehr bringen Organisationen Kommunikationsformen hervor, in denen Entscheidungen die Anschlussfähigkeit funktionssystemischer Prozesse benutzen und diese damit auch aufeinander beziehen. Auf eine schlichte Formel gebracht: Gäbe es kein Wirtschaftssystem in der Umwelt eines Organisationssystems, etwa eines Betriebes, gäbe es auch keine Möglichkeit, *über* Zahlungen zu *entscheiden*. Der Funktionssinn von Organisationen bestehe gerade darin, die Operationen der Funktionssysteme mit

*erklärungsbedürftig* ist. Denn dann würde die spezifische forschungspraktische Modellierung sozialer Prozesse als *Handlungskonstellationen* ebenfalls als eine solche Zurechnungsform sichtbar. Man könnte dann an der Forschung selbst strukturell Ähnliches sichtbar machen wie am Gegenstand der Forschung. Das unsichtbar zu halten freilich erlaubt es, die Zurechnung auf Handlungen selbst nicht kontingent setzen zu müssen – und fachkulturell sagt man dann fast ritualisiert (ergo: begründungsfrei), die Systemtheorie taue nicht fürs Empirische. Erst jüngst wieder zu besichtigen bei Degele 2004: 26f.

<sup>18</sup> Auch darauf hat Kneer (2001: 411f.) ausführlich hingewiesen.

<sup>17</sup> Der alte empirische Streit zwischen Empirikern und sogenannten „Makrotheorien“ besteht stets in dem Vorwurf von Seiten der empirischen Forschung, man könne nur Handlungen bzw. Handelnde beobachten. Es käme freilich darauf an, diesen Vorwurf wirklich ganz und gar beim Wort zu nehmen: Tatsächlich scheinen nur Handlungen, besser: die Zurechnungsroutinen auf Handlungen unmittelbar beobachtbar zu sein. Weiter führend ließe sich das freilich dann diskutieren, wenn man diese Tatsache nicht als schlichte soziale oder ontologische Tatsache behandelt, sondern *als soziologisches Datum*, das selbst *soziologisch*

Zonen dichter Kommunikation zu versorgen und gerade damit *ihre operative Trennung zu gewährleisten* (vgl. dazu ausführlich Nassehi 2002a). Eine moderne Gesellschaft ohne Organisationen würde wahrscheinlich mit völliger Entdifferenzierung reagieren. Insofern erweisen sich organisierte Sozialsysteme als Lösung für das Bezugsproblem einer Gesellschaft, die gleichzeitig unterschiedliche Kontexte erzeugt, die gerade dadurch, dass sie aufeinander bezogen werden, ihre *Differenzierungsform* erhalten und gerade nicht verschmelzen.<sup>19</sup>

#### 4. Soziale Differenzen und sachliche gesellschaftliche Differenzierung

Die Querlage der TfD zu dem, was üblicher Weise als Sozialstrukturanalyse betrieben wird, ist bereits öfter aufgefallen (vgl. Tyrell 1978, Nassehi 1999, 2004, Schwinn 1998, Schimank 1998). Der Tenor der Kritik lautet, die Systemtheorie interessiere sich nicht angemessen für die soziale Differenzierung der Gesellschaft in Schichten, Klassen, ökonomische oder lebensstilrelevante Ungleichheiten (so etwa Kronauer 2002). Angesichts mancher allzu lapidaren Bemerkung von Luhmann, etwa der, dass die funktionale Differenzierung „Schichtunterschiede erzeugt und vielleicht sogar verschärft, obwohl sie funktional ohne Bedeutung sind“ (Luhmann 1985: 151), kann dieser Eindruck in der Tat entstehen. Es sind solche Formulierungen, die die *zwei Gesellschaftstheorien* (Schimank 1998) als unvermittelbare Antipoden erscheinen lassen. Vielleicht hilft es ja schon weiter, die „beiden Gesellschaftstheorien“ im Hinblick darauf zu beobachten, mit welchem Ordnungsschema sie Gesellschaft beobachten – und dies verweist auf *Sinndimensionen*, die die Luhmannsche Systemtheorie als Selektionskriterien für weiteren Sinngebrauch konzipiert. So verweist die *Sachdimension* eher auf die Themen von Kommunikation, auf ihren Gegenstandsbereich und sachlichen Gehalt, während sich die *Sozialdimension* eher auf die Frage der Zurechnung auf Personen, der Anschlussfähigkeit im Hinblick auf Adressierung und den Einschluss oder Ausschluss bestimmter Personen oder Gruppen kapriziert (vgl. Luhmann 1984: 112ff.). In diesem Sinne wäre die TfD als eine Theorie zu rekonstruieren, die in Einführung an die *Sachdimension* gebaut ist, sich also primär für die *sachlichen* Differenzen kommunikativer Funktionssysteme interessiert; die klassische

Sozialstrukturanalyse dagegen schärft ihren Blick an der *Sozialdimension*, indem sie Gesellschaft(en) als Kollektive konzipiert, deren interne Differenziertheit über die Zugehörigkeit zu Einkommensklassen, Schichten oder Lebensformen organisiert wird.

Dass „Schichtunterschiede“ in der funktional differenzierten Gesellschaft „funktional ohne Bedeutung“ seien, wie Luhmann (1985: 151) meint, kann zweierlei bedeuten: *zum einen* kann damit gemeint sein, dass die Ungleichheit selbst keinen funktionalen Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Bezugsprobleme darstellt. Die primäre Differenzierungsform ist demnach an den *sachlichen* Unterschieden politischer, ökonomischer, wissenschaftlicher, erzieherischer, religiöser, rechtlicher oder künstlerischer Natur enggeführt, für die die Bezugsprobleme *sozialer* Zurechnungsroutinen und Positionierungen als funktional nicht relevant erscheinen; *zum anderen* kann es auch heißen, Ungleichheit sei insofern nicht funktional, als sie sich den Gleichheitspostulaten der Inklusionsform der modernen Gesellschaft sowie der politischen und rechtlichen Semantik der Gleichheit letztlich widersetzt. Beide Möglichkeiten führen in Untiefen. Die erste geht vorschnell darüber hinweg, dass soziale Ungleichheit sehr wohl der gesellschaftlichen Logik zu entsprechen scheint – vielleicht gerade nicht, *obwohl* die funktionale Differenzierung zunächst keinen Ungleichheitsindex trägt, sondern *weil* die sachliche Differenzierung der Gesellschaft ihrer sozialen Differenzierung eher fern liegt. Aus der Perspektive der TfD ist m.E. zunächst anzumerken, dass die sozialen Differenzen der Gesellschaft, also das, was an Ungleichheiten im Hinblick auf Zugang zu Ressourcen, Positionen und Leistungen zu beobachten ist, in der funktional differenzierten Gesellschaft keine *Systemdifferenzierung* des Gesellschaftssystems beschreiben. Ungleiche Schichten, Klassen oder Gruppen bilden, anders als in früheren Differenzierungsformen, keine sozialen Systeme. Man kann sie nicht als kommunikativ geschlossene Einheiten beschreiben. Ihre Unterscheidungslogik liegt vielmehr quer zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft.

Im Rahmen der Differenzierungstheorie ist nun an den Inklusionsbegriff zu denken. Unter Inklusion ist der *kommunikative* Mechanismus zu verstehen, wie Menschen im Kommunikationszusammenhang für relevant gehalten werden, wie sie ansprechbar, zurechnungsfähig, positionierbar oder auch nur thematisierbar sind. Der Mechanismus der Inklusion vermittelt also die sachliche und soziale Sinndimension, indem er auf den Begriff bringt, wie Ereignisse der sachlich formierten Funktionssysteme

<sup>19</sup> Für den Fall medizinischer Organisationen vgl. Saake 2003.

sozial zugerechnet werden.<sup>20</sup> Der Inklusionsbegriff stellt darauf ab, dass Menschen in der modernen Gesellschaft nicht mehr so etwas wie eine *Kompaktinklusion* erfahren, die alle Lebensbereiche durch Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe – Schicht, Klasse, Berufsgruppe, Familie etc. – prädeterniniert. Umgestellt wird vielmehr auf *Multiinklusion*, d.h. gleichzeitige Inklusion in mehrere Funktionssysteme und Organisationen, was die zurechnungsfähige Person letztlich zum Organisationszentrum von Lebenslagen macht.

Ganz im Stile der Parsonsschen Idee der *evolutionären Errungenschaften* hat Luhmann zu Beginn der 80er Jahre (Multi-)Inklusion als Ausdruck der „Logik funktionaler Differenzierung“ angesehen, nach der „jedem Teilnehmer am gesellschaftlichen Leben Zugang zu allen Funktionen zu erschließen“ (Luhmann 1980: 168) sei. Mitte der 90er Jahre ist diese Beschreibung dann zu einem „Postulat“ geschrumpft. Luhmann schreibt, dass die Funktionssysteme entgegen ihren Selbstbeschreibungen „die postulierte Vollinklusion nicht realisieren“ (Luhmann 1995: 148) können und damit *Exklusionen* so kumulieren, dass dies „Konsequenzen hat für den Zugang zu anderen Funktionssystemen“ (ebd.). Im Blick hatte Luhmann (1997: 621) – mit viel Beifall des Publikums bedacht – vor allem Favela-Bewohner und die „Unberührbaren“ der indischen Kastenhierarchie, und Rudolf Stichweh (2000: 7ff.) machte „schwarze Löcher“ aus, in denen marginalisierte verschwinden und damit auf dem Bildschirm der Funktionssysteme oder sogar auf dem der Gesellschaft nicht mehr auftauchen.

Der systemtheoretische Diskurs über die Exkludierten, über die angedeuteten extremen Lebenslagen (Luhmann 1995, Baecker et al. 1998) hat der Systemtheorie nicht nur spöttisches Lob eingebracht (Esser 2000) und sie für radikale Exklusionsphänomene sensibilisiert, er hat vor allem eine angemessene Beschreibung sozialer Ungleichheit im Kontext der TfD behindert. Letztlich ist auch die Systemtheorie auf den Charme der einfachen Binarität des sozialpolitisch (vgl. Nassehi 2000) gebildeten Begriffs der *Exklusion* hereingefallen. Die Attraktivität des Exklusionsbegriffs scheint mir unter anderem darin zu liegen, dass er mit der anderen Seite seiner Unterscheidung die Lösung des Problems gleich mitliefert, *Inklusion* nämlich. Klare Binarität

werden hier vorgegaukelt, drin zu sein oder draußen. Für eine am Traditionalismus der fast ausschließlich über Arbeitsbeziehungen geregelten Inklusion in die „Gesellschaft,“ wie sie etwa von Kronauer (2002) formuliert wird, mag diese Binarität als politisierbarer Begriff noch angehen. Einer systemtheoretischen Perspektive müsste sie insofern als insuffizient erscheinen, als die Exklusion *aus der Gesellschaft nur in der Gesellschaft*, also: kommunikativ erfolgen kann. Auch Marginalisierungen, Ausgrenzungen, Entlassungen usw. müssen kommuniziert werden. Und selbst der Ausschluss von bestimmten Kommunikationen ist etwas, das irgendwie kommunikativ geregelt werden muss. Und selbst wo es nicht um operative Exklusionen<sup>21</sup> geht, also um Kommunikationen, die Personen oder Personengruppen explizit Zugänge, Partizipationen oder Leistungen verwehren, bedeutet das keineswegs, dass das Verschwinden in „schwarzen Löchern“ Totalexklusionen sind.

Zu viel Aufmerksamkeit ist wohl der – vielleicht viel attraktiveren, weil exotischeren – Seite der *Exklusion* geschenkt worden. *Inklusion* blieb weitgehend die dunkle Seite dieser Unterscheidung, aber gerade auf dieser Seite wäre anzusetzen, um die *beiden Gesellschaftstheorien* zusammenzuführen. Wie schon erwähnt, scheint Luhmanns eigene Verwendung des Begriffs *Inklusion* den Schluß nahe zu legen, dieser Mechanismus sei bereits die Lösung eines dann aber nicht exakt bestimmten Problems. Dieses Konzept der *Inklusion* und seiner „Logik“ scheint der Ordnung der Gesellschaft bereits vollends zu vertrauen: Hat sich funktionale Differenzierung erst angemessen durchgesetzt, wird über die Generalinklusion von Bevölkerungen das große Versprechen der Moderne in die Tat umgesetzt: keine weißen Stellen mehr auf ihren Karten zu kennen, weder auf den geographischen Karten unserer Topographie noch auf den sozialen Karten gesellschaftlicher Kollektivitäten.<sup>22</sup> Inklusion gerät dabei

<sup>20</sup> Der Inklusionsbegriff ist freilich erheblich breiter gebaut – er ist nicht beschränkt auf Funktionssysteme, sondern umfasst auch die Inklusion in Interaktionen und Organisationen, was ich hier freilich nicht weiter systematisch verfolge; vgl. aber Nassehi 2004.

<sup>21</sup> An anderer Stelle habe ich ein Konzept der *operativen* Inklusion/Exklusion entwickelt. Eine solche auf Operationen abgestellte Theorie hat folgerichtig nach denjenigen Operationen zu fragen, die dafür sorgen, dass und wie Personen für relevant gehalten werden (Inklusion) bzw. die dafür sorgen, dass und wie Personen konkret für *nicht* relevant gehalten werden (Exklusion). Zusätzlich ist hier im Übrigen die Systemreferenz zu beachten. So ist eine Exklusion aus einer Organisation oder die explizite Nicht-Berücksichtigung in einer Interaktion etwas anderes als die Exklusion aus Funktionssystemen oder gar aus der Gesellschaft; vgl. Nassehi 2004.

<sup>22</sup> Auch die von Luhmann (1995) beschriebene *Exklusionsindividualität*, also die jenseits der partiellen Inklusion

zu einem fast normativ aufgeladenen Begriff – dabei ist er doch von Luhmann selbst zunächst als ein rein technischer Begriff gebildet worden: als der Mechanismus nämlich, der Menschen in der Kommunikation für relevant hält. Und hier, im Inklusionsbereich, kann nur eine angemessene Theorie sozialer Ungleichheit im Kontext der TfD ansetzen. Zunächst ist leicht einsehbar, dass Inklusion in die Funktionssysteme *Gleichheit* nur so weit herstellt, als die Funktionssysteme selbst *jeden* potenziellen Teilnehmer als Teilnehmer behandeln, wenn er zahlt, Recht erhält, politisch kommuniziert oder an die Götter glaubt – wohlgedenkt: das gilt für die Funktionssysteme, nicht für ihre Organisationen, die sehr wohl über Mitgliedschaftsregeln geradezu Exklusionsmaschinen sind.

Die potenzielle *Gleichheit der Inklusion* führt freilich nicht zu *gleicher Inklusion*. So sind das Verfügen über geringe Geldmittel oder gar Zahlungsunfähigkeit, mangelhafte politische Repräsentation, schlechte oder fehlende Bildungsabschlüsse spezifisch moderne Formen der Inklusion in die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft. Eine Arbeitsstelle aufgrund eines fehlenden Bildungsabschlusses nicht zu erhalten, ist bereits ein hoch voraussetzungsvoller, inklusiver Vorgang, der eine bestimmte Inklusion ins Bildungssystem bereits voraussetzt; und nicht zahlen zu können, ist nur als Inklusion in ein auf das Geldmedium geeichtes ökonomisches System denkbar und alles andere als eine *Exklusion*. Und selbst die Kriminalisierung von Handlungen erzeugt einen inklusiven Sog, dem sich der Verfolgte nur schwer entziehen kann. Schließ-

lich tauchen die Folgen solcher Inklusionsformen in Form spezifisch inkludierter Personen wieder auf: als säumige Zahler, als Hilfebedürftige oder als Häftlinge. Es ist nun eine empirische Frage, wie und inwiefern sich solche negativen Folgen der Inklusion isolieren lassen – also: wirtschaftlicher Erfolg trotz politischer Marginalisierung oder Bildungsarmut, Rechtssicherheit trotz ökonomischer Zwangslage – oder ob es zu Kumulationen kommt, die marginalisierte Lebenslagen erzeugen, die man sozialpolitisch sehr wohl als *Exklusionen* beschreiben kann, denen man soziologisch aber auch in ihrer Brisanz nur gerecht wird, wenn man sie in ihrer Inklusionslogik versteht.

Luhmanns Formulierung, soziale Ungleichheit sei „funktional ohne Bedeutung“ für die funktionale Differenzierung, scheint also darauf gemünzt zu sein, dass soziale Ungleichheit weder als Folge noch gar als Konstituens dieser Differenzierungsform gelten kann. Insofern widerspricht das empirische Auftreten sozialer Ungleichheit weder der TfD, noch lässt sie sich kausal daraus ableiten. Eine systemtheoretische Perspektive muss also von Kausalität auf Funktion umstellen – und dann stellt sich die Frage nach der „Funktionalität“ sozialer Ungleichheit ganz neu. Die Frage würde dann lauten, welchen *Funktionssinn* das permanente Anfallen sozialer Ungleichheiten in allen Funktionssystemen der modernen Gesellschaft hat. Oder anders formuliert: Warum fällt soziale Ungleichheit stets und notorisch an, *obwohl* die primäre Differenzierungsform keinen eigenen Schichtindex trägt und obwohl Vollinklusion Gleichheit zumindest in der Form des nicht vorgängigen Ausschlusses bestimmter Bevölkerungsgruppen herstellt? Welches Bezugsproblem wird durch Ungleichheit gelöst, und warum gelingt es solchen Ungleichheiten, sich auf Dauer zu stellen? Und wäre bei diesen Fragen nicht viel fundamentaler anzusetzen als mit jenem sozialpolitischen Bias, der bei sozialer Ungleichheit stets nur ungleiche Distribution und neuerdings ungleiche Milieus in den Blick bekommt?

Einen möglichen Ansatzpunkt sehe ich in folgenden Überlegungen: Wenn sich soziale Ungleichheit nicht *kausal* aus der funktionalen Differenzierungsform ableiten lässt, müssten die Gründe eher in der stabilisierenden Funktion des Unterscheidungsgebrauchs gesucht werden. Unterscheidungstheoretisch ist darauf hinzuweisen, dass Unterscheidungsgebrauch nur dann zu stabilen Kondensierungen führt, wenn ihm ein Moment von Asymmetrie anhaftet, das Anschlussmöglichkeiten präferiert. Die Frage ist, ob Unterscheidungen überhaupt asymmetriefrei gebildet werden können, wenn unterscheidende Opera-

nen in Funktionssysteme und Organisationen kommunizierte Selbstreflexion des Individuums findet keineswegs jenseits dieser Inklusionsformen statt. Das Konzept der *Exklusionsindividualität* scheint mir immer noch sehr stark am bürgerlichen Konzept subjektiver Innerlichkeit orientiert zu sein, die nur außerhalb des Getriebes der Welt zu sich kommen kann; dazu Nassehi 2003d. Dagegen lässt sich gerade inklusionstheoretisch zeigen, wie sehr die Zurechnung auf Individuen und damit auch das kommunikative Programm individueller Selbstbeschreibungen durch Erwartungen und Zumutungen der Funktionssysteme selbst erzeugt werden; vgl. ausführlich Nassehi 2002b. Das gilt für die Idee des individuellen Marktteilnehmers ebenso wie für die Zumutung, per Erziehung/Bildung an der je eigenen biographischen Zukunft sich zu orientieren; es gilt für die rechtliche Zurechenbarkeit von Handlungen an Individuen mit Motiven und Intentionen wie für den Autor in der Kunst und in der Wissenschaft, und es gilt nicht zuletzt für das religiöse Motiv des individuellen Verhältnisses zu Gott, der seit der Reformation und endgültig seit der Pluralisierung eines religiösen Marktes im 20. Jahrhunderts keinen priesterlichen Mittler mehr braucht.

tionen durch wiederholten Gebrauch zu einer *Ordnung* kondensieren. Ordnung ist zunächst nichts anderes als die Erhöhung von Anschlusswahrscheinlichkeiten, *soziale* Ordnung wäre dann die Frage, wie kommunikative Anschlüsse mit weniger Unwahrscheinlichkeit ausgestattet werden können und so über Erwartungsbildung Ordnung generieren. Strukturelle Asymmetrien, also: Asymmetrien, die in die soziale Erwartungsbildung eingebaut werden, erhöhen den Ordnungsgrad und lösen in diesem Sinne das Bezugsproblem des Umgangs mit hoher Komplexität. Das lässt sich an der Funktion von Hierarchien ebenso ablesen wie an der Tatsache, dass man in Interaktionen zunächst diejenigen anspricht, die man kennt.

Am Beispiel der Geschlechterungleichheit, die ebenfalls nicht aus dem Prinzip funktionaler Differenzierung abzuleiten ist, hatte Luhmann (1988) zu zeigen versucht, dass die Persistenz der traditionellen, gewissermaßen *ständischen* Asymmetrie der Geschlechterunterscheidung nur dadurch herzustellen ist, dass eine Unterscheidungsasymmetrie auf Dauer gestellt wird. Das Argument ist insofern zirkulär, als es nicht erklären kann, wie es zu dieser Persistenz kommt, sondern nur, dass sie sich immer noch auf Asymmetrie stützen kann.<sup>23</sup> Es wäre also weiter zu fragen, ob und unter welchen Bedingungen Unterscheidungsgebrauch in Funktionssystemen *erstens* Asymmetrien erzeugt und ob dies *zweitens* zur Kondensierung *sozialer Asymmetrien* führt.

Nun wird man etwa im politischen System die *sachliche* Unterscheidung von Macht und Nicht-Macht *sozial* zurechnen können und soziale Ungleichheit im Hinblick auf Möglichkeiten politischer Einflussnahme annehmen können; das Bildungssystem hat geradezu die *sachliche* gesellschaftliche Funktion, asymmetrische Positionen zuzuweisen und für *soziale* Ungleichheit zu sorgen; im Rechtssystem wird auf dem Boden des *sachlichen* Gleichheitspostulats für *soziale* Asymmetrien gesorgt, indem bestimmte zurechenbare Handlungen verfolgt und geahndet werden; das System der Religion beobachtet die Welt *sachlich* als Schöpfung und asymmetrisiert die Geschöpfe *sozial* in Gläubige und Ungläubige oder Sünder und Gerechte und produziert so Asymmetrien; und das ökonomische System ist auf

Asymmetrien insofern angewiesen, als es *sachlich* zu Zahlungen nur dann kommt, wenn *sozial* asymmetrische Besitzverhältnisse vorliegen.<sup>24</sup>

Die systemtheoretisch offene Frage ist die nach dem Funktionssinn von sozialen Asymmetrien und sozialer Ungleichheit in den Funktionssystemen. Spinnt man den Gedanken weiter, dass sich über die Etablierung von Asymmetrien Unterscheidungsgebrauch auf Dauer stellen lässt und damit für Weiterverwendung praktikabel wird, also strukturbildende Effekte hat, wird man den Funktionssinn von Asymmetrien und damit auch den Funktionssinn von ungleichen Inklusionen in die Funktionssysteme mit ihrem strukturbildenden Effekt erklären können.

Damit ist auch ein Hinweis darauf gegeben, dass die Kumulation von *ähnlichen* Mustern in allen Funktionssystemen in der Tat in den Funktionssystemen registriert wird. Personen werden exakt in der Form der Kumulation von Lagen angesprochen, und entsprechende Organisationsformen mit *passenden* Mitgliedschaftsformen bilden sich heraus. Der gesamte „Apparat“ der industrie- und wohlfahrtsstaatlichen Formen der Organisationsmitgliedschaft erzeugt damit eine Kopplung der Inklusionslagen zu gesamten Lebenslagen, die der Ungleichheitsforschung als Schichtung erscheinen und die eine politische Beobachtung womöglich zu Klassenlagen umformulieren könnte, um dann politisch daran zu scheitern.

Diese Andeutungen mögen genügen, um anzuzeigen, in welche Richtung sich die *beiden Gesellschaftstheorien* aufeinander beziehen lassen. Und es könnte auch deutlich werden, dass die prominente Semantik der Gleichheit und Gerechtigkeit, die die Moderne seit ihren Anfängen begleitet, letztlich nicht als Gesellschaftstheorie taugen kann, sondern als ein semantischer Reflex darauf zu lesen ist, dass die moderne Gesellschaft das Problem der Gleichheit, das den Horizont der Ungleichheit bereits ent-

<sup>23</sup> Luhmanns Überlegungen blieben v.a. deshalb unbefriedigend, weil sie letztlich nicht die Asymmetrie dieser Unterscheidung untersuchten, sondern nur den diskursstrategischen Sinn des asymmetrischen Unterscheidungsgebrauchs durch die Frauenbewegung. Vgl. dagegen meinen eigenen Versuch, die Persistenz der Unterscheidung über *Wahrnehmung* zu erklären (Nassehi 2003e).

<sup>24</sup> Letztlich ist dieser Zusammenhang seit Marx' Theorie des Industriekapitalismus bekannt. Dass diese Theorie freilich als *Kritik* formuliert wurde, impliziert eine fundamentale Kritik am Funktionssinn der ungleichen Verhältnisse von Akteuren zu den Produktionsmitteln – mit dem Effekt, dass die politische Umsetzung dieses Programms neue Asymmetrien etablieren muss, um zu Strukturen zu kommen, etwa in Form der fast gesellschaftsweit flächendeckenden Kontrolle der Inklusion über Organisationsmitgliedschaft und durch politische Kontrolle des Organisationsarrangements. Die historischen Beispiele sind bekannt. Vgl. dazu den Versuch von Pollack (1992), die ehemalige DDR als „Organisationsgesellschaft“ zu beschreiben.



hält, gerade dadurch als prominentes Problem wahrnimmt, weil die funktional differenzierte Gesellschaftsstruktur *einerseits* auf dem Prinzip der strukturellen Gleichheit aufgebaut ist, was den Zugang zu den Funktionssystemen betrifft. *Andererseits* ist diese Form von Gleichheit nur stabil zu halten, wenn sie möglichst niedrigschwellig gebaut ist – mit der Folge, dass die Gesellschaftsstruktur selbst ziemlich ungleichheitsunsensibel sein muss. Es ist gerade diese Indifferenz gegenüber Ungleichheit, die zum einen die enorme Ungleichheitstoleranz der Moderne ausmacht und die zum anderen den Funktionssystemen die Möglichkeit gibt, ihre eigenen Ordnungsprobleme nicht nur über sachliche, sondern v.a. über soziale Asymmetrien zu lösen.<sup>25</sup>

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun das Postulat der *Inklusionsgleichheit* in die Funktionssysteme und die *Faktizität sozialer Ungleichheit* theoretisch miteinander vermitteln. Es kann dann vermieden werden, die vermutete *Inklusionsgleichheit* in der *Sozialdimension* zu lesen. Das Postulat des Zugangs für alle zu allen Funktionssystemen ist ausschließlich in der *Sachdimension* formuliert, d. h. die *sachliche* Unterscheidung von Funktionen ist *funktional* darauf angewiesen, unsensibel für *soziale* Unterscheidungen zu sein. Genau genommen, basiert die funktionale gesellschaftliche Differenzierung in der *sachlichen* Ungleichheit der Funktionen; ihre Gleichheit ist darin zu sehen, dass sie je exklusiv und nicht-substituierbar aus ihrer jeweiligen Perspektive die Gesellschaft politisch, ökonomisch, rechtlich, wissenschaftlich, religiös etc. rekonstruieren. Akzeptiert man die These der TfD, dass die primäre Differenzierungsform der modernen Gesellschaft in der operativen Entkoppelung von Funktionssystemen zu sehen ist, ist das Problem der klassischen Sozialstrukturanalyse, die Differenzierung der Gesellschaft in der Sozialdimension, nicht einfach additiv anzufügen, etwa in dem Sinne, dass die TfD sich bislang zu wenig für diese Perspektive

„interessiert“ habe. Vielmehr kann aus der Perspektive der TfD soziale Ungleichheit als eine Struktur angesehen werden, die *quer* zur sachlichen Ungleichheit der Funktionssysteme liegt. Die gesellschaftstheoretischen Konsequenzen dieser Verhältnisbestimmung könnten dazu dienen, die Brisanz sozialer Ungleichheit gerade darin zu sehen, dass sie letztlich auf dem Bildschirm der Funktionssysteme, besser: als gesamtgesellschaftliches Problem (was immer das noch heißen kann) immer nur als Struktureffekt auftaucht, nicht aber als grundlegende Struktur der Gesellschaft selbst. Vor diesem Hintergrund müssen die Annahmen einer primär in der Sozialdimension gebildeten Gesellschaftstheorie geradezu verharmlosend wirken, suggerieren sie doch lineare Zugriffe auf das „System der Bedürfnisse“.

Die besondere Zumutung der TfD könnte darin liegen, dass sie ein Gegenkonzept gegen den (wenigstens impliziten) Konsens der Soziologie darstellt, eine normativ integrierte, auf Gemeinsinn zielende, auf kollektive Identitätsanteile und Einsicht pochende Theorieform zu präferieren, die bei aller Kritikfähigkeit und Gestaltungsorientierung ein geradezu harmonistisches Bild moderner Gesellschaftlichkeit abliefern (vgl. Habermas 1981, Honneth 1992, Peters 1993, Hagen 2000, Alexander 1993, Forst 1996, Brunkhorst 2002, Beck 2002, Münch 1991). Gesellschaft wurde fast nur in der *Sozialdimension* beobachtet, als Gemeinschaft geselliger Akteure, die sich freilich nur selten an das Geselligkeitsapriori halten.

Soziologie entstand dort, wo sich ein Beschreibungsproblem stellte, das einerseits mit kontingent handelnden Akteuren mit gewissen Freiheitsgraden im je eigenen Verhalten rechnen musste, das andererseits die Bedingungen anzugeben hatte, unter denen sich diese Freiheitsgrade zugunsten sozialer Ordnung einschränken ließen. Der soziologischen Beschreibung der Gesellschaft ist also ihrerseits ein Primat der Sozialdimension, der Formierung des Gesellschaftlichen als Kollektiv individueller Akteure vor der Zeitdimension (Evolution, Geschichte) und der Sachdimension (Differenzierung von Bezugsproblemen) eingeschrieben. Deshalb erschließt sich das Soziale als *wesentlich normativ strukturierter Gegenstand* – und sowohl an der Disziplinbezeichnung als auch an ihrer Nomenklatur lässt sich ablesen, wie sehr die Soziologie an der Normativität ihres Gegenstandes hängt. Wenn man schon über *Zombie-Begriffe* in der Soziologie spottet, dann sollte das nicht – wie etwa bei Ulrich Beck (2002) – wiederum nur in der Sprache des Appells in der Sozialdimension geschehen, indem nun weltbürgerliche und kosmopolitische *Kollektive* ange-

<sup>25</sup> Von hier aus gesehen bekommt dann die Neustrukturierung von Ungleichheiten an anderen als wohlfahrtsstaatlichen Parametern sowie die neue Form einer global erlebten sozialen Ungleichheit eine völlig neue Bedeutung. Man kann dann sehen, wie sich mit der De-Stabilisierung wohlfahrtsstaatlicher Inklusionsregime (vgl. Nassehi 2003c) Ordnungsformen neuer Asymmetrien etablieren und damit neue Konfliktlinien entstehen lassen, die sich mit den etablierten Formen organisierter Interessenkonstellationen nicht mehr abbilden lassen. In den Blick geraten dann Krisen des (National-)Staates, der Verbände, der Gewerkschaften, der Parteien und der „Gesellschaft“ als dem *System der Bedürfnisse*.

sprochen werden. Vielleicht ist es die merkwürdige Konzentration allein auf die Sozialdimension des Gesellschaftlichen, die den Blick auf den systematischen Ort solcher Kollektivitätsprobleme behindert. Nicht aus Zufall geraten dann entsprechende Theorieformen allzu schnell in politische Textformen, denen nichts anderes zur Verfügung steht, als gesellschaftliche Dynamiken als Dynamiken in der Sozialdimension anzusehen (dazu ausführlich Nassehi 2003a, 2003f). Die Tfd bietet hier mit der Unterscheidung einer *Systemdifferenzierung in der Sachdimension* und der dazu quer liegenden *Asymmetrisierung in der Sozialdimension* ohne eigene Systembildung einen Interpretationsrahmen an, der noch die *Politisierung* zeitdiagnostischer Gesellschaftstheorie auf den Begriff zu bringen vermag. Oder anders gewendet: Nur wenn die *sachliche* Logik der Ausdifferenzierung von Funktionen und ihrer Interdependenzen begriffen ist, lässt sich der theoretische Funktionssinn der normativen Rede und der politische Funktionssinn der appellativen Rede bestimmen. Es könnte der Vorteil der Tfd sein, die innere Distanz zu beiden Formen dazu zu nutzen, sie als *Thema* und *Gegenstand* und nicht als *Methode* und *Erkenntnismittel* oder gar als eigenen *Willen* einer kollektivierbaren *Vorstellung* zu führen.

## 5. Die funktional differenzierte Gesellschaft als Gesellschaft der Gegenwarten

Ziel der vorstehenden Überlegungen war es, Konfliktlinien des Diskurses über die Tfd darzustellen und aus systemtheoretischer Perspektive darauf zu reagieren. Systematisiert wurde diese Diskussion durch die Engführung an den Sinndimensionen des Zeitlichen und des Räumlichen sowie des Sachlichen und des Sozialen. Deutlich sollte geworden sein, dass die besondere Zumutung der Tfd darin besteht, *erstens* den Gesellschaftsbegriff auf das Bezugsproblem sozialer Ordnung unter Abwesenden zu beziehen und damit einen Systembegriff zu implizieren, der auf gesellschaftsinterne *Horizonte* abstellt. *Zweitens* wurde gezeigt, dass die Rede von der *operativen* Autonomisierung der Funktionen keineswegs eine völlige Entkoppelung der Funktionssysteme bedeutet. Im Gegenteil: Differenzierung verweist gerade auf jene Reibungspunkte, an denen sich unterschiedliches gleichräumig und gleichzeitig ereignet und exakt in dieser Weise aufeinander bezogen ist. Schließlich ist *drittens* angeregt worden, die breite Diskussion um die Integration der *beiden Gesellschaftstheorien* weder additiv

zu führen, noch sich allein auf die systemtheoretische Exotik der *Exklusion* zu stützen, sondern die Querlage *sachlicher* und *sozialer* Differenzen systemtheoretisch zur Kenntnis zu nehmen. Als Ergebnis wurde angedeutet, dass es nur in sachlicher, nicht aber in sozialer Hinsicht zu systemischer Schließung kommt und dass gerade das die Basis dafür bildet, dass soziale Differenzierung in den Funktionssystemen dazu genutzt werden kann, Strukturen zu stabilisieren und auf Dauer zu stellen.

Die Tfd malt damit das konsistente Bild einer inkonsistenten Gesellschaft. Inkonsistent erscheint ihr die Gesellschaft nicht wie der kritischen Theorie im Sinne einer radikalen Antinomie, die den angemessenen Blick aufs Ganze behindert. Inkonsistent ist ihr die Gesellschaft insofern, als sie die Möglichkeit von Konsistenz aufhebt und gerade das zum konsistenten (sic!) Grundcharakteristikum einer *differenzierten* Gesellschaft macht. Die Potenziale der Tfd lassen sich nur dann angemessen entwickeln, wenn es gelingt, die radikale Perspektiven-differenz der modernen Gesellschaft nicht nur zu beschreiben, sondern sie in ihren Konsequenzen auf den Begriff zu bringen. Andeuten lässt sich das in der Diagnose einer *Gesellschaft der Gegenwarten* (Nassehi 2003d: 159ff.), deren empirischer Gehalt sich darin erkennen lässt, dass sich Kontexte in der modernen Gesellschaft tatsächlich als solche zeigen, die stets mit *anderem* rechnen müssen. Was als Problem der *Gesellschaft* erscheint, ist die Erfahrung, dass sich funktionale Perspektiven stets mit anderen Möglichkeiten auseinandersetzen müssen, dass die politische Steuerung des Ökonomischen stets mit deren Selbststeuerung zu rechnen hat, dass die Juridifizierung und Ökonomisierung des Medizinischen nicht die Logik des Medizinischen außer Kraft setzt, sie aber zu neuartigen Selbstjustierungen zwingt, dass die mediale Darstellung des Wissenschaftlichen ein anderer Kontext ist als die Selbstplausibilisierung der Wissenschaft selbst, dass die Ethisierung von Diskursen auf Kontexte aufmerksam macht, die sich quer stellen zu wissenschaftlichen, politischen oder ökonomischen Anschlussfähigkeiten. Unter einer *Gesellschaft der Gegenwarten* verstehe ich eine Gesellschaft, die ihre Einheit nur multipel prozessieren kann, dass die Einheit aus der einen Perspektive anders erscheint als aus der anderen. All das, was hier vergleichsweise abstrakt formuliert wird, könnte ein Schlüssel für eine Anbindung empirischer Forschung an die Tfd und umgekehrt sein, weil nur die Einbeziehung des Bezugsproblems des Gesellschaftlichen jene „Orte“ plausibilisieren kann, von denen her sich

Perspektiven als solche darstellen, ganz im Sinne von Luhmanns Formulierung, die Gesellschaft nicht als die Summe aller Kommunikationen aufzufassen, sondern als die Summe aller *möglichen* Kommunikationen, auf die sie Bezug nehmen *können*.

## Literatur

- Adorno, T.W., 1997: Soziologische Schriften I. Gesammelte Schriften, Band 8. Frankfurt: Suhrkamp.
- Alexander, J.C., 1985: Neofunctionalism. Los Angeles/London: Sage.
- Alexander, J.C., 1988: Action and its Environments. New York: Columbia University Press.
- Alexander, J.C., 1990: Differentiation Theory: Problems and Prospects. S. 1–15 in: J. C. Alexander / P. Colomy (Hrsg.), Differentiation Theory and Social Change. Comparative and Historical Perspectives. New York: Columbia University Press.
- Alexander, J.C., 1993: Soziale Differenzierung und kultureller Wandel. Essays zur neofunktionalistischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt: Campus.
- Alexander, J.C. / P. Colomy, 1990 (Hrsg.): Differentiation Theory and Social Change. Comparative and Historical Perspectives. New York: Columbia University Press.
- Baecker, D. et al., 1998: Die Überflüssigen. Ein Gespräch zwischen Dirk Baecker, Heinz Bude, Axel Honneth und Helmut Wiesenath. Mittelweg 36/6: 65–81.
- Beck, U., 1993: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, U., 2002: Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue politische Weltökonomie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bendel, K., 1993: Funktionale Differenzierung und gesellschaftliche Rationalität. Zu Niklas Luhmanns Konzeption des Verhältnisses von Selbstreferenz und Koordination in modernen Gesellschaften. Zeitschrift für Soziologie 22: 261–278.
- Bendix, R., 1964: Nation-Building and Citizenship. New York: John Wiley and Sons.
- Berger, J., 2003: Neuerliche Anfragen an die Theorie funktionaler Differenzierung. S. 207–230 in: H.-J. Giegel / U. Schimank (Hrsg.), Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns ‚Die Gesellschaft der Gesellschaft‘. Frankfurt: Suhrkamp.
- Brunkhorst, H., 2002: Solidarität. Von der Bürgerfreundschaft zur globalen Rechtsgenossenschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Chernilo, D., 2002: The theorization of social co-ordinations in differentiated societies: the theory of generalized symbolic media in Parson, Luhmann and Habermas. British Journal of Sociology 53: 431–449.
- Coleman, J.S., 1991: Grundlagen der Sozialtheorie, Handlungen und Handlungssysteme, Bd. 1. München: Oldenbourg.
- Collins, R., 1988: Theoretical Sociology. San Diego et al.: Harcourt Brace Jovanovich.
- Colomy, P., 1990: Revisions and Progress in Differentiation Theory. S. 465–495 in: J. C. Alexander / P. Colomy (Hrsg.), Differentiation Theory and Social Change. Comparative and Historical Perspectives. New York: Columbia University Press.
- Coser, L.A., 1956: The Functions of Social Conflicts. New York/London: Routledge & Paul.
- Dahrendorf, R., 1959: Class and Class Conflict in Industrial Society. Stanford: Stanford University Press.
- Degele, N., 2004: Das Netz der Gesellschaft. Oder: Über die Produktivität löchriger Theorien. Soziologische Revue 27: 19–27.
- Durkheim, E., 1988: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt: Suhrkamp.
- Elias, N., 1980: Über den Prozeß der Zivilisation. 2 Bände. Frankfurt: Suhrkamp.
- Esser, H., 1996: Soziologie. Allgemeine Grundlagen. 2. Aufl. Frankfurt/New York: Campus.
- Esser, H., 1999a: Die Situationslogik ethnischer Konflikte. Auch eine Anmerkung zum Beitrag „Ethnische Mobilisierung und die Logik von Identitätskämpfen“ von Klaus Eder und Oliver Schmidtke. Zeitschrift für Soziologie 28: 245–262.
- Esser, H., 1999b: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt/New York: Campus.
- Esser, H., 2000: Inklusion und Exklusion – oder: die unvermutete Entdeckung der leibhaftigen Menschen und der Not in der Welt durch die soziologische Systemtheorie. S. 407–416 in: O. Niedermayer / B. Westle (Hrsg.), Demokratie und Partizipation. Festschrift für Max Kaase. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Esser, H., 2003: Wohin, zum Teufel, mit der Soziologie? Soziologie 32/2: 72–82.
- Forst, R., 1996: Kontexte der Gerechtigkeit. Politische Philosophie jenseits von Liberalismus und Kommunitarismus. Frankfurt: Suhrkamp.
- Friedrichs, J. / Lepsius, M.R. / Mayer, K.-U., 1998: Diagnose und Prognose in der Soziologie. S. 9–31 in: dies. (Hrsg.), Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gouldner, A., 1970: The Coming Crisis of Western Sociology. New York/London: Basic Books.
- Günther, G., 1979: Life as Poly-Contextuality. S. 283–306 in: ders.: Beiträge zur Grundlegung einer operationfähigen Dialektik, Band 2. Hamburg: Meiner.
- Habermas, J., 1981: Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bände. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hagen, R., 2000: Rational Solidarity and Functional Differentiation. Acta Sociologica 43: 28–42.
- Honneth, A., 1992: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt: Suhrkamp.
- Joas, H., 1992: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kneer, G., 2001: Organisation und Gesellschaft. Zum ungeklärten Verhältnis von Organisations- und Funktionssystemen in Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Zeitschrift für Soziologie 30: 407–428.

- Knorr-Cetina, K., 1992: Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie. Empirische Anfragen an die Systemtheorie. *Zeitschrift für Soziologie* 21: 406–419.
- Knorr-Cetina, K., 2000: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kronauer, M., 2002: *Exklusion*. Frankfurt/New York: Campus.
- Kuchler, B., 2003: Das Problem des Übergangs in Luhmanns Evolutionstheorie. *Soziale Systeme* 9: 27–53.
- Kuhm, K., 2000: Raum als Medium gesellschaftlicher Kommunikation. *Soziale Systeme* 6: 321–348.
- Latour, B., 1995: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin: Akademie Verlag.
- Lockwood, D., 1956: Some Remarks on 'The Social System'. *British Journal of Sociology* 7: 134–146.
- Luhmann, N., 1970: *Soziologische Aufklärung. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1980: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 1*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1984: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1985: Zum Begriff der sozialen Klasse. S. 119–162 in: ders. (Hrsg.), *Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1985 (Hrsg.): *Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1988: Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie* 17: 47–71.
- Luhmann, N., 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 2000: *Organisation und Entscheidung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mills, C. W., 1959: *The Sociological Imagination*. New York: Oxford University Press.
- Münch, R., 1984: *Die Struktur der Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Münch, R., 1991: *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Nassehi, A., 1993: *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, A., 1999: *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, A., 2000: „Exklusion“ als soziologischer oder sozialpolitischer Begriff? *Mittelweg* 36/9: 18–25.
- Nassehi, A., 2002a: Die Organisationen der Gesellschaft. Skizze einer Organisationssoziologie in gesellschaftstheoretischer Absicht. S. 443–478 in: J. Allmendinger / T. Hinz (Hrsg.), *Organisationssoziologie. Sonderheft 42 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nassehi, A., 2002b: Exclusion Individuality or Individualization by Inclusion. *Soziale Systeme* 8: 124–135.
- Nassehi, A., 2003a: Der Begriff des Politischen und die doppelte Normativität der 'soziologischen' Moderne. S. 133–169 in: A. Nassehi / M. Schroer (Hrsg.), *Der Begriff des Politischen. Soziale Welt-Sonderband 14*. Baden-Baden: Nomos.
- Nassehi, A., 2003b: Und wenn die Welt voll Teufel wär'... *Soziologie* 32/4: 52–58.
- Nassehi, A., 2003c: Inklusion. Von der Ansprechbarkeit zur Anspruchsberechtigung. S. 331–352 in: S. Lesse-lich (Hrsg.), *Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe. Historische und aktuelle Diskurse*. Frankfurt/New York: Campus.
- Nassehi, A., 2003d: Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Nassehi, A., 2003e: Geschlecht im System. Die Ontologisierung des Körpers und die Asymmetrie der Geschlechter. S. 80–104 in: U. Pasero / C. Weinbach (Hrsg.), *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Nassehi, A., 2003f: Polyvalenzen und Dissonanzen. Die dunklen Seiten der Moderne und ihre Unterscheidung. S. 1208–1222 in: J. Allmendinger (Hrsg.), *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Leipzig 2002*. Opladen: Leske + Budrich.
- Nassehi, A., 2004: Inklusion, Exklusion, Ungleichheit. Eine kleine theoretische Skizze. in: T. Schwinn (Hrsg.), *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*. Frankfurt: Humanities online (im Druck).
- Nassehi, A. / Saake, I., 2002: Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie* 31: 66–86.
- Nisbet, R., 1969: *Social Change and History*. London: Oxford University Press.
- Parsons, T., 1977: *The Evolution of Societies*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Peters, B., 1993: *Die Integration moderner Gesellschaften*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Pollack, D., 1992: Das Ende einer Organisationsgesellschaft. Systemtheoretische Überlegungen zum gesellschaftlichen Umbruch in der DDR. *Zeitschrift für Soziologie* 19: 292–307.
- Rueschemeyer, D., 1977: Structural Differentiation, Efficiency, and Power. *American Journal of Sociology* 83: 1–25.
- Saake, I., 2003: Die Performanz des Medizinischen. Zur Asymmetrie in der Arzt-Patienten-Interaktion. *Soziale Welt* 54 (im Druck).
- Schimank, U., 1996: *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schimank, U., 1998: Funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Gesellschaftstheorien und ihre konflikttheoretische Verknüpfung. S. 61–89 in: H.-J. Giegel (Hrsg.), *Konflikt in modernen Gesellschaften*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schimank, U., 2000: *Handeln und Strukturen*. München: Juventa.
- Schwinn, T., 1998: *Soziale Ungleichheit und funktionale*

- Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion. *Zeitschrift für Soziologie* 27: 3–17.
- Schwinn, T., 2001: Differenzierung ohne Gesellschaft. Umstellung eines soziologischen Konzepts. Weilerswist: Velbrück.
- Simmel, G., 1992a: Über soziale Differenzierung. Gesamtausgabe Band 2. Frankfurt: Suhrkamp.
- Simmel, G., 1992b: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band 11. Frankfurt: Suhrkamp.
- Smith, A.D., 1973: *The Concept of Social Change*. London: Routledge & Paul.
- Spencer, H., 1882–1898: *The Principles of Sociology*. 3 Bände. London: Williams and Norgate.
- Stichweh, R., 1987: Die Autopoiesis der Wissenschaft. S. 447–481 in: D. Baecker et al. (Hrsg.), *Theorie als Passion*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Stichweh, R., 1995: Systemtheorie und Rational Choice Theorie. *Zeitschrift für Soziologie* 24: 395–406.
- Stichweh, R., 2000: *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tyrell, H., 1978: Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 7: 175–193.
- Tyrell, H., 1998: Zur Diversität der Differenzierungstheorie. *Soziologehistorische Anmerkungen. Soziale Systeme* 4: 119–149.
- Wagner, G., 1996: Differenzierung als absoluter Begriff? Zur Revision einer soziologischen Kategorie. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 89–105.
- Weber, M., 1972: *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5. Aufl. Tübingen: Mohr.
- Weber, M., 1994: Wissenschaft als Beruf. S. 1–23 in: ders.: *Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe*. Band I/17. Tübingen: Mohr.
- Zima, P. V., 2000: *Theorie des Subjekts*. Tübingen/Basel: Francke.

**Summary:** The theory of functional differentiation can be regarded as one of the oldest concepts in the field of the theory of society. Nevertheless, in sociology there is not complete agreement about basic theoretical figures and diagnoses amongst those who use the concept. This contribution uses several criticisms of Niklas Luhmann's theory of society as an opportunity to make clear the lines of theoretical conflict, to comment on this discourse from a systems theoretical point of view, and to line out some adjustments and supplementation with regard to some theoretical problems. In particular the contribution deals with the question of the unity of society, with the question of selective differentiation of functional subsystems, and with an integration of the problem of social inequality into a systems theoretical theory of society.